Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 15 — Gotha, 4. August 1927 — 41. Jahrgang

Inhalt: Von Schule und Wissenschaft [Sp. 689] — Die Macht des geschichtlichen Christus [Sp. 690] — Die Beschlüsse des preußischen Kirchensenats über den Religionsunterricht und die Stellung der Religionslehrerschaft [Sp. 696] — Wege nach Lausanne. Erste Hälfte [Sp. 702] — Die Schöne Literatur und die Christliche Welt. Erste Hälfte [Sp. 710] — Ein Bild aus der deutschen Vergangenheit (Briefe an Cotta) [Sp. 716] — Bücher und Schriften: Bilderatlas zur Religionsgeschichte (Haas); Einleitung in das AT (Sellin); Einführung in das AT (Meinhold) [Sp. 720] — Tage für evangelische Kirchenmusik [Sp. 722] — Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage: Gesellschaft für soziale Reform, Hamburger „Produktion", Raiffeisen [Sp. 723] — Vom Weltprotestantismus der Gegenwart. Amerikanische Predigt in England [Sp. 727] — Protestantische Woche in Mülhausen i. E. [Sp. 729] — Wöchentliche Chronik [Sp. 730] — Verschiedenes: Unerfreuliches; Vom Marburger Universitätsjubiläum; Kleine Mitteilungen [Sp. 732] — Versammlungskalender [Sp. 734] — Anzeigen

Von Schule und Wissenschaft

Röm. 11, 33–36

Ihr vierhundertjähriges Bestehen feierten unsre Marburger Schulen, Gymnasium und Universität. Schule ist organisierte Wissenschaft. Man darf getrost hinzunehmen, was an selbständigen Forschungsinstituten daneben besteht: es mündet immer wieder in die Schule.

Wir sind gemeinhin gewohnt, die Schule in größerer oder geringerer Abhängigkeit zu denken von Staat, Kirche, Familie. Zusammenhang ist überall da. Aber er besteht in Gegenseitigkeit. Und die Welt der Schule als die Welt der Wissenschaft hat ihre Eigentüm-lichkeit, Selb-ständigkeit, Un-abhängigkeit. Soweit sie lebt, strebt sie darnach, und so weit sie darnach strebt, hat sie sie.

Auf dieses eigene soziologische Gebilde, die Schule, das Reich der Wissenschaft, wenden wir nun unsern Spruch auch an: „O welch eine Tiefe des Reichtums ..." Und versinken in Anbetung, wenn wir dem nachsinnen, was Menschenvernunft bedeutet und all der Reichtum, der in Nachdenken und Erkennen, Lehren und Lernen durch die Jahrtausende aller Völker und Menschen beschlossen liegt. Von der frühesten Wahrnehmung des neugebornen Kindes (o erstes Lernjahr!) bis zu der letzten Ahnung des wahren Weisen — —

Aber warum hat uns Gott nicht so geschaffen, daß der Verstand der Verständigen immer auch gut sei?

Und gewiß hat Einsicht einen Haupt-Anteil an unsrer Gutheit. Aber daß Wissen und Schulweisheit Niemanden zum Guten zwingt, spüren wir täglich, an Andern — und an uns. Dann sind wir immer wieder an dem Ende angelangt: „Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege!" Und wieder möchten wir ihm deswegen Vorwürfe machen, ihn zur Rechenschaft ziehen — aber „wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist sein Ratgeber gewesen?" Und es ist dann eben zu Ende mit unsrer Schulweisheit, und das Einzige, was wir wissen, ist, daß wir nichts wissen.

Dennoch fahren wir fort zu lehren und zu lernen, Schulen zu bauen und der Forschung neue Ziele zu setzen. Wir können nicht anders. Ein inneres Gebot, vom Schöpfer in unser Wesen gelegt, dringt uns. Und das Suchen nach Wahrheit ist Wonne. Und es gibt doch auch ein Haben von Wahrheit. Hätten wir nicht, bloß vom Suchen könnten wir nicht leben.

Und daß es ein Haben gibt, und ein siegreiches Suchen, und ein fröhliches Lernen, und ein seliges Lehren, das danken wir Gott. Wäre er nicht der Grund von Allem, was da ist, so fiele ja freilich Alles auseinander. Hätte nicht derselbe, der uns geschaffen hat, auch das Universum geschaffen, und umgekehrt, wie solltet ihr beide, du mit deinem Verstande, und die Welt draußen mit ihrer Wirklichkeit, zusammenkommen? Wissen und Sein, Sein und Wissen? Aber da ist Gemeinsames, da ist ein Füreinanderbestimmtsein. Und darum ist Schule, ist Wissenschaft. Solche, die immer strebend sich bemüht. Und die dabei immer neu ihre Erfahrung macht: „Von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in Ewigkeit!"

R

Die Macht des geschichtlichen Jesus

Seit Albert Schweitzers Werk erschien „Von Reimarus zu Wrede", ist das wunderliche Wort „eschatalogisch" beinahe populär geworden — aber zum Schaden unserer evangelischen Kirche, darüber sollen wir uns nicht täuschen. Auch der Laie urteilt jetzt schon zuweilen: „Nun ja, Jesu ganzes Leben war angefüllt von der Erwartung des jüngsten Gerichts; er lebte in der eschatologischen Erwartung. Da wir das nicht tun, so hat also Jesus für uns nichts zu bedeuten. Die theologisch-historische Wissenschaft hat das Resultat gebracht, daß man vom geschichtlichen Jesus von Nazareth fast nichts weiß, und was man weiß, ist praktisch für uns wertlos."

Ebenso verderblich wirkt aber die Stellung der Theologen, die ihren Gemeinden erzählen: „Mit der bösen kritischen Theologie ists am Ende; sie ist zu dem Resultat gekommen, daß sie von Jesus gar nichts erkennen kann. Also halten wir uns an den Christus, der in der Gemeinde ausgegossen ist, den Christusgeist." Fürchten, die so sprechen, denn gar nicht die Frage aus der Masse: „Ist dieser Christusgeist etwas Objektives oder etwas Subjektives? Bitte, wir wollen darüber absolut Klarheit haben. Sagt ihr uns: er sei eine objektive Größe, obgleich er mit dem geschichtlichen Jesus kaum etwas zu tun hat, so werden wir antworten: Dann begreifen wir nicht, warum dieser Christus ein Weltheiland ist. Man kann für ihn vielleicht einen Kultus betreiben wie für einen Apollo oder Jupiter Capitolinus — aber Christus ist dann um nichts mächtiger als diese und wird wie diese einmal verwehen! Macht geht aus von Persönlichkeiten."

Karl Bornhausen[1]) hat uns diese Wahrheit köstlich klar dargestellt. Matthias Grünewald, wenn er den Gekreuzigten malt, Luther, die Pietisten, der Soldat der Heilsarmee, der sich in letzte Quartiere der Armut hineinwirft, jeder Christ, der an die Erlösung aller seiner Schicksalsgenossen aus erstickender Enge Glauben und Willen setzt — sie alle wissen sich angetrieben von der Persönlichkeit Jesu, die wirklich auf Erden war und seitdem als Kraft auf Jeden wirkt, der sich ihr hingibt.

[1]) Der Erlöser. Leipzig, Quelle und Meyer 1927.

Darum ist es endlich an der Zeit, zu fragen: Ist denn das Endresultat von Schweitzers Geschichte der Leben Jesu-Forschung überhaupt richtig? Zwanzig Jahre lebe ich nun mit diesem Buch, habe es anfangs bewundert, immer wieder gelesen und durchdacht. Allmählich drängt sich mir die Erkenntnis auf: Der von uns als Christ und Mann bewunderte und geliebte Albert Schweitzer ist stark in vielen Dingen — aber nicht als Historiker. Schon in Gesprächen mit meinem Bruder Professor Johannes Classen über Schweitzers „Kulturethik" wurde mir klar, wie schief Schweitzer dort Kant beurteilt. Jetzt aber wage ich es auszusprechen: Diese Geschichte der Leben Jesu-Forschung ist in der Grundanlage verfehlt.

Schweitzer lobt am Anfang des Reimarus scharfen Blick, wie dieser die Bedeutung der Weltgerichtserwartung für Jesus erkennt. Indes hat Reimarus in der Forschung nicht weitergewirkt; in der Geschichte der Leben Jesu-Forschung bedeutet er keine aktive Größe. Die eigentlich fruchtbare Arbeit hat nach Schweitzer David Friedrich Strauß getan. Und dies ist der Grundirrtum in dem ganzen Werke. Strauß hat freilich erkannt, daß auch das Mythische in den Evangelien geschichtlich nutzbar sei. Aber Strauß war ein sehr mäßiger Historiker. Ihm selbst kongeniale Naturen wie Voltaire und Hutten hat er gut dargestellt — aber keineswegs erschöpfend, weil Strauß die Quellen kritisch zu nutzen und zu werten gar nicht verstanden hat. Darum hat er in seinem späteren — leider so stark verbreiteten — „Leben Jesu für das deutsche Volk" nichts Anderes getan, als die Forschung seines größeren Landsmannes Ferdinand Christian Baur in sündhaft oberflächlicher Weise popularisiert.

Die wissenschaftliche Erforschung des geschichtlichen Jesus beginnt mit Baurs Werk: „Kritische Untersuchungen über die kanonischen Evangelien 1847", von Schweitzer nur in einer Anmerkung genannt.

Wie werde ich diesen kühnen Satz beweisen? Strauß, ein geborener und unheilbarer Rationalist — von Pfleiderer [2]) viel richtiger beurteilt als von Schweitzer — war aufgewachsen in der Zeit der Romantik. So vermochte er das Sagenhafte in der Überlieferung richtiger zu beurteilen als der alte Rationalismus. Aber das Handwerkszeug historischer Forschung, wie es mit Jahrhundertanfang geschaffen wurde, hat Strauß gar nicht zu brauchen verstanden.

Wohl hatte auch das 18. Jahrhundert große Geschichtsschreiber. Gibbon [3]) läßt sich heute noch gut lesen. Auch wertete er schon seine Quellen, wußte, daß Ammianus' Geschichtswerk etwas ganz Anderes sei als die Lobrede des Eusebius auf Konstantin; aber erst unser Barthold Niebuhr hat die historische Methode geschaffen und sie in seiner Römischen Geschichte, vor allem in der Neugestaltung seines Werkes von 1826, den Europäern praktisch gezeigt. Das Neue auch über Gibbon hinaus sind hier die Fragen: Was ist der Charakter des alten Geschichtsberichts? welche Tendenz hat er? wie ist das Urteilsvermögen des Verfassers?

Die erste Frage einer Geschichte der Leben Jesu-Forschung muß daher sein: Wie hat Baur seine Methode, die er 1847 mit großer Sicherheit handhabt, gelernt? Unmittelbar aus Niebuhr? Oder war es Rankes Einfluß, dessen erste Werke damals schon vorlagen? Dieses zu untersuchen fehlt es mir an Hilfsmitteln. Auch in Eduard Zellers Abhandlungen über die Tübinger habe ich darüber keine Auskunft gefunden.

Aber die Tatsache ist mir unzweifelhaft: Fruchtbar war nicht Strauß', sondern Baurs Arbeit. Von ihm kommen her alle die Anderen, vor allem Köstlin, Weizsäcker, Hausrath, Keim — so wenig mehr gekannt, und so viel größer als Strauß — und die beiden großen Gegenspieler Bernhard Weiß und Julius Holtzmann, mit ihnen einige Engländer, Franzosen, Holländer, Skandinavier und vor allem Holländer [4]).

Sie haben eine segensreiche Arbeit geleistet, für die noch einmal viele Völker der Erde dankbar sein werden. Sie haben zur Prüfung der Quellen noch Eines hinzugebracht, das uns in der Methode europäischer Geschichtsforschung des 19. Jahrhunderts ausgebildet wurde: für die Beurteilung einer Persönlichkeit und die Erkenntnisse geschichtlicher Zusammenhänge das gesamte Kulturbild einer Zeit wieder zu gestalten — aus allem erreichbaren Material, Inschriften, Kunst, Dichtung, Technik, Landschaft. Zu solchem Geschichteschauen, das Farben und Linien, Volksstimmung und Lebensodem spürt, scheint mir bei Schweitzer das wirklich starke Talent zu fehlen. Sonst könnte er nicht so ungerecht über die „liberalen" Forscher urteilen. Ich spreche das aus, nachdem ich namentlich zu Hausrath und Julius Holtzmann mich wieder zurückgewendet habe. Es ist ja völlig falsch, daß diese das Tiefe und Heroische in Jesus nicht gesehen hätten. Und über das Weltende wird kaum Einer ernster und schöner sprechen können als Julius Holtzmann [5]). „Der ganze sinnliche, im Weltgetriebe sich verlierende Lebenstrieb muß preisgegeben werden, damit die Seele in höherem Sinne gewonnen, die Persönlichkeit für Gott, dem sie gehört, gerettet werde." Klingt das nicht, als hätte es Schweitzer selbst geschrieben?

Jene Forscher arbeiteten ergriffen von der Macht der Persönlichkeit Jesu. Schweitzers Buch wird ja besonders dadurch so interessant, daß er auch von vielen anderen Schriftstellern erzählt, die zu den Problemen des Leben Jesu gesprochen haben, aber nicht ergriffen von der Macht Jesu, darum ehrfurchtslos und ohne das rechte Erlebnis des Gegenstandes, von welchem sie reden wollten. Das gilt z. B. von Bruno Bauer und Kalthoff. Diese sind doch im Grunde genommen Bücher- und Stubenmenschen; das hat Schweitzer nicht scharf genug ausgesprochen. Sie haben nicht die Empfindung für das Wichtigste und Stärkste im Leben der Menschen — die Persönlichkeit.

Die aber unermüdlich erst durch die gewaltigen Gebäude der Kirchenlehre, dann in Gräbern und Trümmern des Urchristentums und in seinem größten Denkmal, dem Neuen Testament, geforscht haben, die haben uns auch Resultate erarbeitet. Sünde ist es, diese nun der Menschheit wieder verschütten zu wollen durch hochmütiges Verurteilen. Wir können Jesus heute schärfer und klarer zu uns sprechen hören als unsere Vorfahren, wenn wir nur wollen.

Drei Hauptresultate sind da — aber durch die Trägheit der kirchlichen Theologen noch keineswegs Eigentum unserer Gemeinden geworden.

1. Es hat eine innere Entwicklung Jesu gegeben, und wir kennen in ihr einen wichtigen Wendepunkt: Cäsarea Philippi. Es gab eine Zeit, wo Jesus die kommende und zugleich in ihm selbst schon vorhandene Gottesherrschaft verkündigte — und es kam nach des Täufers Tod die Stunde, wo er erkannte: sein Weg geht in Leid und Tod. Das hat ihm ungeheuren inneren Kampf gebracht; in diesem Kampf wächst er. In Cäsarea Philippi hatte er die Klarheit gewonnen. Innerlich gerungen und gewachsen ist er noch Tag für Tag bis zu seinem Tode.

Das verspottete Wort Keims vom „galiläischen Frühling", der ersten Wirksamkeit Jesu, sagt etwas Richtiges. Und wenn unsere Forschung aus der jetzigen Verwirrung wieder sich besinnen wird, wird deutlich werden: wir haben Trümmer von Gleichnissen [6]), in denen Jesus von einem

[2]) Geschichte der protestantischen Theologie 1891.
[3]) History of the decline and fall of Roman Empire 1776–87.
[4]) Wer kennt: Bible for Young People? von Orth, Hooykaas, Kuenen?
[5]) Neutestamentliche Thologie 1. Band, 1. Hälfte, 2. Kapitel, 6. Abschnitt.
[6]) Matth. 8, 11—13; 22, 1—14; Luk. 19, 12. 14. 27.

Gericht über sein Volk sprach, ohne daß sein Leiden darin einbegriffen war.

Wir sehen in Jesu seelische Entwicklung hinein und können von da rückwärts mit vollem Recht noch einige Folgerungen tun: was die Begegnung mit Johannes dem Täufer für ihn bedeutete, ja sogar welche Ideen, Erwartungen, Fragen den werdenden Jüngling und Mann beschäftigten.

Ich glaube das Richtige auszusprechen, wenn ich sage: Bei Perikles und Cäsar können wir das nicht. Sie stehen fertig vor uns. Und Augustin, bei dem wir äußerlich eine große Wandlung beobachten, bleibt uns rätselhaft.

2. Die Leidensgeschichte ist in allen Jahrhunderten der Christenheit als furchtbare Wirklichkeit aufgefaßt worden. Aber wie viel deutlicher ist heute die Leidensgeschichte geworden! Jesus geht nicht nach Jerusalem als einer, der alles voraus weiß. Er geht wie Luther nach Worms. Auch Luther erwartete das Martyrium. Aber mächtige Fürsten und in den nächsten Jahren die Menge des Volkes standen zu ihm. Das war ein Schutz. Diesen Schutz des Volkswillens schien für Stunden auch Jesus zu gewinnen — aber das gelang nicht dauernd. Sein Angriff auf den Tempel und den jüdischen Gottesdienst war zu scharf. Er hat ja nicht wie Mohammed vor der Kaaba in Mekka kapituliert. Und dann weiter — die Kämpfe mit den verschiedenen Parteien, die Stimmungen unter den Jüngern, die Haltung des Pilatus — wie deutlich kann das alles heute erzählt werden! Vor dem Kreuz lehnt Jesus den Betäubungstrunk ab. Als endlich doch Klarheit der Gedanken schwindet, kommen über des Sterbenden Lippen Verse eines Psalms, den er von Jugend auf kannte, in dem ein bis zur Verzweiflung Geplagter zu seinem Gott schreit.

Und endlich — das Härteste, das unsere Gemeinden noch gar nicht wissen — das Kreuz steht allein. Keine Mutter, kein Jünger Johannes ist unter ihnen. Nur von ferne stehen und schauen einige treue Frauen. Die Jünger sind geflohen. Es ist der Tod eines hoffnungslos Besiegten. Und diese Persönlichkeit hat doch eine gewaltige Bewegung in der Menschheit bewirkt.

Sind das nicht wirkungsvolle Wahrheiten, die wir im Kampf gegen die völlige Ablehnung des Christentums brauchen sollen?

3. Jesu Art, Gott, Menschen und Dinge zu beurteilen, können wir besser erkennen als die Früheren, die so viel allegorisierten. In einem wenig bekannten Buche[7]) finde ich die neue Erkenntnis von Jesu Wesen vorzüglich ausgesprochen. „Das Reich Gottes ist überhaupt keine Gabe, es ist eine Aufgabe. Dann wird es unter euch Wohnung nehmen, wenn ihr reif genug seid, es zu verwirklichen. ... Aus einem Messias mit rechtmäßigem Anspruch auf seine Würde macht er einen Messias, der sich diese Würde in schwerster Pflichterfüllung gegen morsch gewordene Tradition selbst zu erobern habe. ... (Jesus) weist die Menschen auf das Vorwärts, darauf daß sie selbst gezwungen sind, Entscheidungen zu treffen. ... Jesus ist der Schöpfer der ethischen, problematischen Einzelpersönlichkeit!"

Wie anders ist das doch als unsere ältere Art, aus den Evangelien eine Glaubens- und Sittenlehre herauszuholen. Die Worte und Gleichnisse sind jedes für sich ein Angriff auf den inneren Menschen, daß er sich entscheide.

Hier nun aber offenbart sich Verwandtschaft mit unseren deutschen Klassikern. Das wird zwar neuerdings mit einer gewissen hochmütigen Vergnügtheit von manchen Theologen abgewiesen; es ist aber eine Sünde, so zu tun. Unser schon so schwer geschlagenes Volk wird dadurch innerlich noch mehr zerrissen — durch eine Unwahrheit. Gewiß ist nur Jesus die machtvoll rettende Persönlichkeit — aber unsere Klassiker haben die ewige Gottheit ähnlich gespürt wie Jesus: die eine wahrhaftige Gottheit, die überhaupt in allen Ländern und Zeiten der Mensch nur erleben kann.

Das „Du sollst" Immanuel Kants ist dem absoluten Gebot Jesu, sich zu entscheiden, verwandt. Gewiß, der Mutterboden ist verschieden; die Gottessonne, zu der sie emporstreben, ist die gleiche. Jesus wuchs aus dem strengen Naturgefühle der Hebräer empor, dessen Großartigkeit und Energie Alexander v. Humboldt im „Kosmos" vorzüglich charakterisiert[8]). Aber Jesus wuchs darüber hinaus. Dem Beduinen ist Gott der Sultan der Welt, der plötzlich und fürchterlich handelt. So erlebt der Beduine die Natur: jähe Gewitter, leidenschaftliche Regengüsse, schnell kehrt die Sonnenglut wieder. Jesus war Kind des Fruchtgartens und korntragender Fluren, Bauernkind, mehr dem innigtiefen Hosea als dem strengen Amos ähnlich. Ihm wirkt Gott überall und in jeder Stunde, für Pflanze, Tier und Mensch. Nimm diesen Gott in dein Herz auf, und seine Kraft wächst in dir. So kommt es, daß, von einer anderen Natur ausgehend als die Germanen, doch Jesus zu einer Vorstellung vom allgegenwärtigen Wirken des persönlichen Gottes kommt, die Goethe verwandt ist.

Ich wiederhole noch einmal: es ist eine Sünde an unserem Volke, hier eine hohe Trennungsmauer ziehen zu wollen.

Während so die öffentliche Meinung — kirchliche und wie unkirchliche Kreise — über die Leben Jesu-Forschung und auch über Jesus selbst schief und ungerecht urteilt, gerät die weiterarbeitende Forschung selbst in eine bedenkliche Isolierung.

Denn es wird ja weitergearbeitet. Die religiöse Ideenwelt Vorderasiens wird erforscht; wie Sternennebel scheinen Ideen und schwebende Göttergestalten, Mythen und philosophische Begriffe durcheinander zu wogen. Als Resultat all dieser wissenschaftlichen Bemühungen werden freilich nicht phantastische Werke wie von Arthur Drews zum Besitz der Menschheit werden; sondern wir werden erkennen, wie Jesus von Nazareth die Kraft gewesen ist, die all diese Nebel, Reste vergangener Religionen und Ahnungen eines neuen Kommenden, zusammenriß und zum Strahlenglanze eines neuen Sternes sammelte.

Gleichzeitig ist die Sprachforschung unermüdlich tätig. Die Muttersprache Jesu, die Rede der Rabbinen, das hellenistische Griechisch auf dem Untergrunde der semitischen Welt werden betrachtet, der Sinn der Worte des griechischen Neuen Testaments wird immer neu untersucht, man versucht das semitische Wort zu fassen, welches einen Begriff herantrug und ihn dem griechischen Wort zum Weitertragen übergab. Man verfolgt den Weg, den nun der Begriff wanderte, wie er im neuen Kleid auch innerlich verändert wurde. Gleichzeitig werden die Kunstformen untersucht, in denen jene Zeit ihre Gedanken aussprach. Parallelgeschichten zu denen der Evangelien werden entdeckt, unendliches Material herbeigetragen.

Aber liegt nicht heute zwischen dem Arbeitsplatz dieser Forscher und der Gemeinde der hohe Wall des Vorurteils: „Man kann ja doch von Jesus nichts wissen!"? Ja, es tragen manche Forscher selbst dazu bei, diesen Wall weiter aufzuhöhen.

Rudolf Bultmann's „Jesus" in der Sammlung „Die Unsterblichen" läßt nur gar zu sehr vermissen das Gefühl für die Macht der historischen Persönlichkeit. Es ist, als hätte hier ein Rationalist des 18. Jahrhunderts, ein Zeitgenosse und Gegner Lessings, geschrieben.

Weiter muß aber auch ausgesprochen werden, daß wir, die in der praktischen Arbeit an der Front stehen, mit diesen Bergen von Einzeluntersuchungen, wo oft eine die andere wieder aufhebt, nichts anfangen können. Wo sind

[7]) Wehnert, Wissenschaft, Philosophie, Kunst, Religion. Dortmund, Fr. W. Rufus 1910. S. 179, 180, 218.

[8]) Band 2, S. 46—49.

Männer wie Holtzmann und Hausrath, welche die breiten Fluten der Forschung übersahen, in vielen Gebieten des Denkens zu Hause waren? Selbst Achelis' zusammenfassendes Werk über die ersten drei christlichen Jahrhunderte, sorgsam gearbeitet und freundlich in der Darstellung, entbehrt jeder magnetischen Kraft, die den Leser in das Leben der Geschichte hineinreißt.

Nun hat der alte Eduard Meyer in drei Bänden „Ursprung und Anfänge des Christentums" dargestellt. Die theologische Kritik ist ihm grimmig scharf zu Leibe gegangen. Trotzdem wird das Werk unter uns Praktikern viel studiert. Wie kommt das? Es ist endlich einmal wieder eine Darstellung der ganzen Epoche. Und mag Manches in dem Werk zu schnell gearbeitet sein, ist die Disposition des Stoffes stellenweise anfechtbar — das ganze Werk zeugt von der Macht der geschichtlichen Erscheinung Jesu. Ein Historiker, der unermeßliche Gebiete des Völkerlebens übersieht, ein scharfer, im Grunde kühler Mann kommt zu denselben Resultaten wie die schon abgetanen, üblen „liberalen Theologen". Taugt etwa deshalb sein ganzes Werk nichts?

Wahrlich, ein ganz falsches Urteil. Ich habe in viele Kreise der Menschen hineingesehen, auf den Höhen und in den Tiefen des Lebens; drei Jahrzehnte habe ich in rastlosen Arbeiten und Kämpfen verbracht. Es war die Macht der Persönlichkeit Jesu, die mich vorwärts trieb; ich kenne wahrlich diese Macht.

Nun höre ich da eine Rede: mit diesem Jesus von Nazareth sei es eigentlich nichts. Sie wird lauter; viele Stimmen klingen zusammen. Da aber kommt plötzlich ein Großer und Starker geschritten, der weit größere Gebiete von Welt und Menschheit übersieht, als die da so fein und klug reden; ihn beugt der Kummer über das Schicksal Deutschlands, ihn ängsten die wirtschaftlichen Mächte, die wie einst in der Antike den Boden unter den Füßen der Menschen wegziehen und sie alle heimatlos, wurzellos, saft- und kraftlos machen werden — und da wendet dieser Mann seine großen, scharfen Forscheraugen auf die Gestalt Jesu; sich selbst zum Troste schreibt er jenes Geschichtswerk. Sollen wir da nicht zu allererst den gewaltigen Sieg der Macht Jesu freudig anerkennen?

Jesus ist eine Kraft; und historische Forschung hat nur die eine Aufgabe, diese Kraft frei zu machen von allem, was jahrhundertelange Entwicklung, Mythen und Dogmen hemmend aufgeschüttet haben. Diese Kraft, wenn sie uns ergreift, wird mehr in uns wirken als Stimmungen, Schmerzen über der Menschheit Sündigkeit und tiefsinniges Gerede —; diese Kraft wirkt fröhliche Taten, weltumgestaltend. Darum ist eine Aufgabe und hohes Verdienst der Wissenschaft, den Urquell dieser Tatkraft, Jesus von Nazareth, uns klar und rein zu zeigen.

Schon in die Evangelien sind ja manche Mauern und Tempelchen von dem ersten und zweiten Geschlecht palästinensischer und hellenistischer Jünger hineingebaut, die den suchenden Leser auf seinem Wege verwirren.

Jeder kennt das Gleichnis vom Jüngsten Gericht, Matth. 25, 31 ff. Aus dem Bilde vom Menschensohn, der am Jüngsten Tage die Völker richtet, ist jenes andere Bild des Christus geworden, der als furchtbarer Weltenrichter auf dem Regenbogen thront. Martin Luther hat sich davor geängstigt. Hier haben wir ein Beispiel, wie befreiende Kritik nur tiefer schauen läßt. Welches ist das ursprüngliche Subjekt des Gleichnisses? Am Anfang lesen wir heute „Menschensohn"; aber Vers 34—40 lesen wir „der König". Ist das auch der „Menschensohn"? Den Späteren, die, wie schon der Hebräerbrief, sich eine Lehre über die Person Jesu gemacht hatten, war das wohl möglich. Das ganze Mittelalter nahm keinen Anstoß daran. Aber der, der das Gleichnis vom Säemann formte, hat so nicht von sich gesprochen. Wie nun, wenn das Subjekt des Gleichnisses, also dieser König, der Gericht hält, Gott ist? Plötzlich tun wir nun einen Blick in Jesu Gedankenwerkstatt, wie das Früheren nicht möglich war. Also Gott ist nach diesem Gleichnis gespeist, getränkt und gepflegt worden. Jesus bezeichnet die täglich bereite Menschenliebe: Speisen, tränken, kleiden, beherbergen, pflegen, besuchen. Eine neue aktive Kraft gießt er in das uralte Bild. „In dem Armen nehmt ihr Gott auf." Jetzt begann dies Gleichnis umgestaltend einzuwirken auf Menschengemeinschaften. Eine fein beobachtende, mannigfach handelnde Liebe erweckt die Armenfürsorge der altchristlichen Gemeinden, Hospitäler und Aussätzigen-Asyle des Mittelalters, Franckische Waisenhäuser, führt eine Elisabeth Fry in greuliche Gefängnisse, baut durch einen Wichern und Bodelschwingh Häuser und Heime, sammelt durch einen Clemens Schultz die Jugend des Hafenstadtteils.

Das ist die Macht des geschichtlichen Jesus. Sie kann mannigfache Gewänder tragen, kann wirken in anderen Zeiten und Ländern, immer ist sie geweckt durch die eine einzigartige Persönlichkeit. Ihn klarer und schärfer zu schauen, hat die wissenschaftliche Forschung geholfen. Wahrlich, es lohnt sich von ihr zu lernen, und sie verachten heißt sündigen gegen Jesus selbst. Denn es heißt ihn wieder verhüllen, der aus den Nebeln des Mythus und den Mänteln philosophisch-theologischer Lehren befreit, in schöner Tagesklarheit zu uns treten soll, ganz ein Mensch und ganz unser Herr.

Hamburg Walther Classen

Die Beschlüsse des preußischen Kirchensenats über den Religionsunterricht und die Stellung der Religionslehrerschaft

Zunächst ein Wort über die rechtliche Stellung des Religionsunterrichtes und der Religionslehrer in der Schule im Verhältnis zu Staat und Kirche. Sie ist festgelegt durch die bekannten Sätze in § 149 der Reichsverfassung:

1. Der Religionsunterricht ist ordentliches Lehrfach der Schulen. Seine Erteilung wird im Rahmen der Schulgesetzgebung geregelt.
2. Der Religionsunterricht wird in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der betreffenden Religionsgesellschaft unbeschadet des Aufsichtsrechts des Staates erteilt.

Nach 1. ist der Religionsunterricht eine Veranstaltung des Staates. Es kommt damit zum Ausdruck, daß der Staat wie für alle geistigen Güter der Nation so auch für die Religion Sorge trägt. Der Anteil des Staates wird wirksam darin, daß er den Religionsunterricht nach Inhalt und Methode eingliedert in das Ganze des Lehrplans und der Lehrweise der Schule (vgl. die Richtlinien und das Prinzip der „Konzentration"), daß er für ihn Lehrpläne aufstellt und Lehrbücher einführt, daß er seine Erteilung beaufsichtigt, insbesondere auch, daß er der konfessionellen Verhetzung (vgl. Art. 148, 2 der RV) wehrt.

Aus 2. ergibt sich, daß der Inhalt des Religionsunterrichts wesentlich durch die Kirche bestimmt wird — unbeschadet des Interesses des Staates auch an diesem Inhalt, nämlich an der Möglichkeit seiner Eingliederung in den Gesamtlehrplan der Schule sowie an seiner Bedeutung für die Einheit und den Bestand des Staates (Gefahr des Konfessionalismus oder staatskritischer Einstellung) und für die sittliche Erziehung des Volkes. Aber allerdings kann der Staat von sich aus nicht entscheiden, ob der Religionsunterricht der Schule inhaltlich mit den Grundsätzen der Kirche übereinstimmt (vgl. den Beschluß des Stuttgarter Kirchentages und 4, 1 der Beschlüsse des altpreußischen Kirchensenats).

Demnach dient der Religionslehrer zunächst und unmittelbar nur dem Staat, in dessen Auftrag er den Religionsunterricht wie jeden andern Unterricht erteilt. Er ist amtlicher Diener des Staates, nicht der Kirche. Mittelbar freilich dient er damit auch der Kirche, die ihm den

Inhalt für seinen Unterricht darreicht und mit deren Grundsätzen er sich — nach Anordnung des Staates — in Übereinstimmung zu halten hat.

Aber sein tatsächliches Verhältnis zur Kirche ist mit dieser seiner rechtlichen Stellung noch nicht vollständig umschrieben. Denn er hat ja auch ein unmittelbares Verhältnis zur Kirche, sofern er ihr Mitglied ist. Als Mitglied der Kirche dient er ihr auch unmittelbar in seinem Religionsunterricht; aber dieser Dienst ist ein persönlicher, kein amtlich von der Kirche vorgeschriebener, er beruht auf Willigkeit und freiem Entschluß, auf Pflichtgefühl und Gewissen, nicht auf amtlichem Auftrag. Im Grunde ist es überhaupt nicht in erster Linie die rechtlich verfaßte Kirche, sondern die Kirche als Glaubensgemeinschaft der Christen, der er sich innerlich verpflichtet fühlt.

Nun weiß die Kirche, und der Kirchensenat spricht es im Einklang mit den Beschlüssen des Kirchentages von Dresden aus (vgl. 3. seiner Beschlüsse), daß der eigentliche Wert des Religionsunterrichtes auf dieser inneren Stellung der Religionslehrer beruht, wozu noch als im Grunde selbstverständliche Voraussetzung die gründliche wissenschaftliche Vorbildung kommt. Daher sucht er die Gewähr für die Übereinstimmung mit den Grundsätzen der evangelischen Kirche mit Recht „vor allem in inneren Bürgschaften: in der Vorbildung der unterrichtenden Lehrer, ihrer Verbundenheit mit der evangelischen Gemeinde, der Freiwilligkeit ihres Unterrichts und ihrer Gewissenhaftigkeit".

Daneben aber fordert der Kirchensenat auch noch äußere Bürgschaften. Sie sollen liegen: 1. in der Zustimmung der Kirche bei der Aufstellung der Lehrpläne und bei der Genehmigung der Lehrbücher für den Religionsunterricht, 2. in der Mitwirkung der Kirche bei der Prüfung der Religionslehrer, 3. bei der Berufung der Religionsdozenten an den pädagogischen Akademien, 4. in dem Recht der Kirche zur Einsichtnahme in den Religionsunterricht.

Wir Religionslehrer an höheren Schulen erkennen die Forderung der Kirche nach äußeren Bürgschaften grundsätzlich an. Und wir meinen, alle Religonslehrer sollten sie verstehen und billigen können. Denn trotz jener inneren Bürgschaften, deren wichtigste ohne Frage die Gewissenhaftigkeit der Religionslehrer ist, kann es Konfliktsfälle im Unterricht geben, in denen die Übereinstimmung des Religionsunterrichtes mit den Grundsätzen der Kirche in Frage gestellt wird. Es gibt auch irrende Gewissen und Gewissenlosigkeiten. Und es ist auch einzusehen, daß die Kirche als die berufene Hüterin und Pflegerin des religiösen Lebens die Beilegung solcher Konfliktsfälle, sowie besonders auch die Aufstellung der Lehrpläne und Genehmigung der Lehrbücher, nicht ausschließlich dem Staat überlassen kann, da es in alledem um den Inhalt des Religionsunterrichts geht.

Aber die Art und Regelung dieser äußeren Bürgschaften im Einzelnen findet nicht unsere Zustimmung. Wir halten, um mit der zweiten zu beginnen, die Mitwirkung der Kirche bei der Prüfung der evangelischen Religionslehrer, wenn sie etwa als Anwesenheit oder gar Zustimmung kirchlicher Organe bei der Prüfung gedacht wird, für entbehrlich. Kann denn die kirchliche, vollends die religiöse Eignung überhaupt bei der Prüfung festgestellt werden? Will man etwa die Gesinnung, die innere Übereinstimmung mit den Grundsätzen der Kirche prüfen? Es kann sich bei der Prüfung doch nur um die wissenschaftliche Vorbildung handeln, und deren Feststellung sollte man getrost den theologischen Fachleuten überlassen, die dazu bestellt sind. Für diese bedeutet die Forderung der Mitwirkung der Kirche im Grunde nichts Anderes als ein Mißtrauensvotum. Denn eine kirchliche Assistenz bei der Prüfung würde zugleich auch als eine Überwachung der Prüfenden selber erscheinen, für welche diese sich sicherlich höflichst bedanken würden.

Eine Mitwirkung der Kirche ferner bei der Berufung der Religionsdozenten an den pädagogischen Akademien, die hinausgehen würde über diejenige, die der Kirche bisher bei Berufung der theologischen Professuren an den Universitäten zustand, scheint uns nicht notwendig zu sein. Denn das Interesse der Kirche ist in beiden Fällen das gleiche. Die Kirche wird auch ohne gesetzliche Festlegung eines „Plazet" Mittel und Wege finden, ihren Einfluß auf die Besetzung dieser Stellen auszuüben.

Wichtiger sind unsere Abweichungen in Ansehung der Bürgschaften, durch die die Kirche ihren Einfluß auf Lehrpläne und Lehrbücher und auf die Erteilung des Unterrichts selber wahren will. Sie fordert die „Zustimmung" für Lehrpläne und Lehrbücher und die „Einsichtnahme in den Unterricht". Gegen beides haben wir unsere ernsten Bedenken.

Die Einsichtnahme soll wahrgenommen werden durch Beiräte, die ihrerseits Schulmänner aus ihrer Mitte mit der Einsichtnahme betrauen. Diese Beiräte sollen von der Kirche gebildet werden, sie sind also rein kirchliche Organe. Bei ihrer Bildung sollen allerdings auch die Religionslehrer in einem „ihrer Bedeutung entsprechenden" Verhältnis berücksichtigt werden. Die Funktion dieser Beiräte soll ferner in der Aufstellung von Gutachten bestehen, die an die Kirchenbehörde zu richten sind. Diese aber soll dann nicht etwa an diese Gutachten gebunden sein, sondern „die Kirche entscheidet endgültig, was im einzelnen Falle mit den Grundsätzen der evangelischen Kirche vereinbar ist oder nicht". Außerdem soll das „Besuchsrecht" des Generalsuperintendenten unberührt bleiben. Dieser hat überdies auch seinerseits „die Befugnis, Besuche durch die mit der Einsichtnahme Beauftragten zu veranlassen". Also nicht bloß der Beirat soll seine Leute zur „Einsichtnahme" entsenden, sondern der Generalsuperintendent kann das Gleiche tun. Der Generalsuperintendent würde somit eine zweite Instanz zur Einsichtnahme neben den Beiräten bedeuten. Wenn man die staatliche Aufsicht hinzurechnet, so ergeben sich drei Arten der „Einsichtnahme" für den Religionsunterricht.

Wir wenden uns sowohl gegen die Bildung und Zusammensetzung wie gegen die Funktion dieser Beiräte. Wir sind der Meinung, daß diese Beiräte oder „Ausschüsse für den Religionsunterricht", wie sie denn wohl sachgemäßer zu bezeichnen wären, völlig neutrale Instanzen sein müßten, die weder von der Kirche noch vom Staate einseitig zu bilden wären, in denen vielmehr beide gleichmäßig vertreten sein müßten. Das Interesse des Staates und der staatlichen Religionslehrer am Religionsunterricht ist ebenso groß wie das der Kirche, und das sollte auch in ihrer Vertretung zum Ausdruck kommen. Daß sie „in einem ihrer Bedeutung entsprechenden Verhältnis" berücksichtigt werden sollen — die Ausdrücke sind sehr dehnbar — kann uns nicht genügen. Ihre Bedeutung kann man ja, wenn man will, recht gering einschätzen und danach das Maß ihrer Vertretung bemessen. Es genügt uns auch nicht, wenn es heißt, daß die Religionslehrer bei der Bildung der Beiräte „berücksichtigt" werden sollen. Wir fordern vielmehr, daß sie nicht von der Kirche berufen, sondern von ihren Amtsgenossen gewählt werden, weil sie nur dann diese wirklich vertreten können. Solche neutralen Instanzen zwischen Staat und Kirche sind zwar bisher in der Verfassung nicht vorgesehen, aber ebensowenig durch dieselbe verwehrt. Wir schlagen vor, daß sie in der kommenden Reichsschulgesetzgebung geschaffen werden.

Aber nicht nur aus den angegebenen Gründen verlangen wir paritätische und damit neutrale und unabhängige Ausschüsse. Man könnte ja einwenden: die Ausschüsse sind nur zu verstehen aus der Tatsache, daß der Inhalt des Religionsunterrichts Sorge der Kirche sein muß. Dann kann also auch nur die Kirche allein die Instanzen bilden, die dafür Sorge zu tragen haben. Das

scheint logisch und rechtlich unanfechtbar. Aber man kommt hier mit logischen und rechtlichen Gründen nicht aus. Vielmehr spricht noch etwas Anderes ganz entschieden mit, und ich möchte das um so stärker betonen, als es bisher in der Erörterung dieser Dinge merkwürdig im Hintergrunde geblieben ist.

Der Inhalt des Religionsunterrichts wird in jenem § 149 der Verfassung und in den einschlägigen kirchlichen Beschlüssen immer umschrieben mit den Worten „Übereinstimmung mit den Grundsätzen" der Religionsgesellschaften, bzw. der evangelischen Kirche. Darüber beansprucht die Kirche also das Recht zu entscheiden. Ich behaupte nun, die Kirche als Verwaltungskörper kann gar nicht entscheiden, welches die „Grundsätze" der evangelischen Kirche sind. Denn es handelt sich doch wohl um Glaubenssätze, nicht um irgendwelche rechtlichen oder logischen Sätze. Kann die eine Behörde, oder auch eine von dieser berufene Versammlung, etwa mit Stimmenmehrheit, beschließen oder festlegen? Es hat's ja bisher keine kirchliche Instanz auch nur versucht, geschweige denn getan. Oder soll der Satz: „Als die Grundsätze ... gelten die Normen des christlichen Glaubens und Lebens, wie sie in dem in der Heiligen Schrift gegebenen und in den Bekenntnissen der Reformation bezeugten Evangelium enthalten sind" eine inhaltliche Bestimmung der „Grundsätze" bedeuten? Es wird hier ja nur auf den Ort verwiesen, wo sie zu finden sind, aber über ihren Inhalt wird nichts gesagt. Der Satz lautet fast wie eine Verlegenheitsauskunft, die gefunden wurde, nachdem die Verfassung einmal das Wort von den „Grundsätzen" festgelegt hatte. Freilich blieb schwerlich ein Anderes übrig. Eine genaue inhaltliche Festlegung, nach der dann aller religiöse Unterricht zu beurteilen wäre, würde uns ohne Zweifel rettungslos auf die Bahn des Katholizismus treiben.

Glaubenssachen können nur vom Glauben aus beurteilt werden. Ja, wir Protestanten zögern schon mit dem Urteil über den Glaubensstand des Andern. Denn Jeder steht und fällt seinem Herrn. Aber im Religionsunterricht handelt es sich freilich nicht nur um den Glaubensstand des Lehrers, sondern um die Verantwortung den Kindern, der Jugend, dem Volke, der christlichen Gemeinde gegenüber. Darum muß es allerdings, wie wir schon sehen, Grenzen der Lehrfreiheit geben. Und wenn sie das Gewissen des Lehrers nicht selbst zieht, so müssen sie ihm gezogen werden. Aber über solche Begrenzung kann im Einzelfalle nicht die Kirche als Rechtsgemeinschaft, sondern nur als Glaubensgemeinschaft urteilen. Zu der Kirche als Glaubensgemeinschaft rechnen sich aber die Religionslehrer mit genau demselben Recht wie die offiziellen Vertreter der Kirche. Diese Kirche ist es, der sie, wie oben gesagt wurde, vor allem dienen wollen mit ihrem Religionsunterricht, während sie der rechtlich verfaßten Kirche nicht verpflichtet sind. Und aus diesem Grunde vor allem, also kraft des allgemeinen Priestertums, fordern sie in gleichem Maße wie die Vertreter der Kirche herangezogen zu werden, wenn es sich um ein Urteil über den Inhalt des Religionsunterrichts handelt.

Daraus folgt dann aber auch, daß die so gebildeten Ausschüsse nicht bloß Gutachten abgeben sollen, während die Kirchenregierung nach eigenem Ermessen entscheidet — fast könnte eine solche Einrichtung der Beiräte mit so bescheidenen Rechten nur wie eine freundliche Geste erscheinen, die man der Religionslehrerschaft schuldig zu sein glaubt —, sondern die Beiräte müssen selber Entscheidungen fällen können über alle Fragen, die den Inhalt des Religionsunterrichts betreffen.

Zu solchen Entscheidungen sollten aber in Konfliktsfällen die Ausschüsse nur auf Antrag oder Beschwerde hin aufgerufen werden, sei es von Seiten der Kirche oder des Staates. Damit mag dann auch das Recht verbunden werden, in solchen Fällen den Religionsunterricht durch beauftragte Mitglieder des Ausschusses besuchen zu lassen, wenn es nach Lage der Dinge erwünscht erscheint. Eine willkürliche „Einsichtnahme" aber würde immer als eine Art von Beaufsichtigung erscheinen, den beteiligten Amtsgenossen sowohl wie der übrigen Lehrerschaft und vollends den Schülern. Selbstverständlich müßte dann auch das Recht des Generalsuperintendenten fortfallen, seinerseits die Ausschüsse, bzw. ihre dazu berufenen Mitglieder, mit dem Besuch des Religionsunterrichts zu beauftragen. Wir könnten darin im Grunde nur eine verschleierte Aufsicht des Generalsuperintendenten selber erblicken. Wohl aber kann uns jeder Besuch des Generalsuperintendenten oder irgendeines entsprechenden kirchlichen Würdenträgers willkommen sein, der lediglich bezweckte, den inneren Zusammenhang der Kirche mit dem Religionsunterricht zum Ausdruck zu bringen.

Endlich sollte nach unserer Meinung auch jenen Ausschüssen und nicht der Kirchenbehörde die Zustimmung zu den Lehrplänen und Lehrbüchern übertragen werden. Denn auch hierbei handelt es sich um den Inhalt des Religionsunterrichts, über den die Kirchenbehörde als solche nicht besser urteilen kann als die Religionslehrer in ihrer Eigenschaft als Mitglieder der Kirche. Über den pädagogischen Wert der Lehrbücher, der doch auch ins Gewicht fällt, werden die Religionslehrer überdies aus ihrer Praxis heraus wohl das bessere Urteil haben. Es wäre auch eine Wohltat — man sollte meinen, für die Kirche selber — wenn nicht mehr wie bisher irgendein beauftragter Anonymus, der sich vor der Öffentlichkeit nicht zu verantworten braucht, ein Urteil über die Lehrbücher zu fällen hätte, für das dann die Kirchenregierung die Verantwortung trägt. Der Dresdener Kirchentag hat nicht, wie der Kirchensenat, die „Zustimmung" bei der Genehmigung der Lehrbücher für die Kirche gefordert, die ja in Wirklichkeit wieder letzte Entscheidung bedeuten würde, sondern nur eine „angemessene Mitwirkung". Diese scheint uns mit der Vertretung der Kirche in den Ausschüssen zur Genüge gegeben zu sein.

Man hat wohl reden hören von der Milde und Mäßigung der Forderungen des Kirchensenats. Auf den ersten Blick machen sie auch wirklich diesen Eindruck. Aber je mehr man sich in sie vertieft, je weniger bleibt dieser Eindruck bestehen; er wandelt sich vielmehr zu dem Eindruck eines ziemlich starken Mißtrauens gegenüber dem Religionsunterricht der Schule. In der Form scheinbarer Zugeständnisse werden Staat und Religionslehrerschaft in Wirklichkeit zur Ohnmacht verurteilt. Die rechtlich verfaßte Kirche fordert überall die letzte Entscheidung und eine ganz in ihrem Ermessen liegende Kontrolle. Wir glauben aber, daß dem Religionsunterricht wie der Kirche und vor allem der Sache des Christentums selber am besten gedient ist durch gegenseitiges Vertrauen.

Dem Religionsunterricht, weil zu befürchten steht: je mehr die Kirche die Hand auf ihn legt, um so mehr wird er eine Sonderstellung einnehmen im Ganzen des Schulunterrichts, um so mehr wird er aus der Mitte, in die er durch die gegenwärtige Schulreform, besonders durch den Konzentrationsgedanken der „Richtlinien" und durch die Einfügung des Religionsunterrichts als „Kernfaches" in den Gesamtunterricht gestellt ist, wieder an den Rand gerückt werden. Wir Religionslehrer an höheren Schulen haben durchaus den Eindruck, daß das „Religionsfach" — um die Schulsprache zu gebrauchen — neuerdings an Ansehen gewonnen hat in der Schule, während es vorher allerdings eine mehr „peripherische" Stellung einnahm. Eine doppelte und dreifache Beaufsichtigung oder Einsichtnahme würde sein Ansehen bei Lehrern und Schülern sicherlich nicht steigern, wie neuerliche Kundgebungen philologischer Körperschaften übrigens bereits gezeigt haben. Es ist ferner keineswegs sicher, daß sich die freiwillige Teilnahme der Schüler bzw. ihrer Eltern erhöhen wird bei stark betonter Kirchlichkeit des Unterrichts. Man

bedenke auch den Mangel an Religionslehrern: 1925 waren in Deutschland unter 4711 Philologen 56, 1926 unter 5248 nur 52, die protestantische Theologie als Hauptfach gewählt hatten, eine erschreckend niedrige Ziffer, die weit unter dem künftigen Bedarf zurückbleibt. Wird die Zahl steigen, wenn der Religionsunterricht mehr und mehr unter die Kontrolle der Kirche gestellt ist?

Der Kirche selber. Sie möchte doch vor allem erreichen, daß das Interesse und die Teilnahme an ihr gestärkt und gefördert wird in der Jugend. Diese Jugend ist aber, abgesehen von dem einjährigen Konfirmandenunterricht, in ihrem größten Teil nur noch durch die Schule zu erreichen. Glaubt man, daß die Kirchenfreundlichkeit der Lehrer, — und hier denke ich besonders auch an die Volksschullehrer — daß ihre Absicht und Neigung, die Schüler für die Kirche zu gewinnen, gestärkt wird durch Bekundungen des Mißtrauens und durch Einrichtungen, in denen die Kirche ihre Machtstellung der Schule gegenüber zum Ausdruck bringt? Dazu taugt allein jener freie Dienst an der Kirche, von dem wir oben sprachen, nicht aber irgendeine Maßregel, die als Druck oder Drohung empfunden wird.

Endlich die Sache des Christentums selber, dieser höchste Zweck, für den wir mit, aber nicht unter der Kirche arbeiten möchten. Wir haben sehr oft das Gefühl, daß man in führenden Kreisen der Kirche nicht genügend die Lage einschätzt, in der wir Religionslehrer, besonders an höheren Schulen, uns gegenüber der Jugend befinden, die wir zu unterrichten haben. Die organisierte Kirche ist immer geneigt, sich bei allen ihren Maßnahmen psychologisch auf das sogenannte Kirchenvolk einzustellen; sie übersieht gar zu leicht, daß die Jugend, mit der wir es in der Schule zu tun haben, zum weitaus größten Teile gar nicht aus solchen Kreisen stammt. Der Religionslehrer arbeitet heute weithin in partibus infidelium. Alle unsere Wirkung auf diese Jugend hängt davon ab, daß sie Vertrauen gewinnt zu unserer Wahrhaftigkeit. Sie muß glauben können, daß wir aus wirklicher, freier Überzeugung zu ihr reden. Wie nahe aber liegt ihr das Mißtrauen, wenn Revisionen kommen, und wenn dann der Verdacht erwacht: „Sagt euch der Lehrer noch, was er meint?" Jeder Anschein kirchlicher Überwachung, auch die kirchliche Zensur der Lehrbücher, ist der überzeugenden Wirkung des Religionsunterrichts auf die reifere gebildete Jugend gefährlich. Wer bürgt uns überdies dafür, daß nicht solche Überwachung, solche Zensur einmal im Geiste großer Engherzigkeit erfolgen kann? Wir haben es wahrlich nicht leicht, auch nur das Interesse, geschweige denn das Herz der Jugend für die Sache des Christentums zu gewinnen. Man erleichtert uns diese unsere höchste Aufgabe aber nicht, wenn man uns kirchliche Überwachung auferlegt.

Soweit ich sehe, ist in den Kreisen der Religionslehrer wenigstens an höheren Schulen in der letzten Zeit der Sinn für die Kirche eher lebendiger und stärker geworden als früher. Aber die Pläne der Kirche, wie sie in den Beschlüssen des Kirchensenats kund geworden sind, sind kaum geeignet, ihre Freudigkeit und Bereitwilligkeit zum Dienst an der Kirche zu stärken. Was uns vor allem bewegt, ist die aufrichtige Sorge um einen gedeihlichen, wertvollen, wirkungskräftigen Religionsunterricht. Man befreie uns von dieser Sorge, damit wir frei und freudig, mit der Kraft voller eigener Überzeugung Hand in Hand mit der Kirche für Jugend und Volk und Christentum arbeiten können *).

Frankfurt a. M. Julius Richter

*) Der Aufsatz ist selbstverständlich geschrieben, ehe der Entwurf eines Reichsschulgesetzes erschien. Das Wichtigste aus diesem ist unten in unsrer Wöchentlichen Chronik mitgeteilt. Für obige Erwägungen ergibt sich von dort her keine wesentliche Änderung. D H

Wege nach Lausanne

1. Die Anglikaner; 2. Heiler; 3. Laun, Piper, Wallau; 4. Söderblom.

Wenn, nach dem Sprichwort, viele Wege nach Rom führen, so lehrt ein Blick auf die Meinungsäußerung zur Lausanner Weltkonferenz on faith and order, daß sie ein Gleiches für sich in Anspruch nehmen darf. Das kann in der Sache begründet sein: Die sich im Zentrum zu treffen gedenken, treten den Weg von der Stelle der Peripherie an, von der aus ihnen der Blick eben aufs Zentrum zuerst geschenkt ward. Das Bild zeigt den Grund für die auf den ersten Blick verwirrende Mannigfaltigkeit, es gibt auch das Kriterium an die Hand, nach dem die einzelnen Wege sich müssen beurteilen lassen: erreichen sie das Zentrum?

Diese Buntheit hat bei uns Deutschen eine vielfache Ursache. Einmal nehmen die, die sich innerlich auf Lausanne vorbereiten, den vorhandenen oder herauszuarbeitenden Einheits- und Einsatzpunkt der buntzusammengesetzten Versammlung gegenüber verschieden an, und dann sind sie hierbei aufs stärkste durch ihren eigenen kirchlichen und theologischen Standort bestimmt. Noch etwas kommt hinzu, wodurch das Bild noch belebter wird: anders als für Stockholm stellt die Jugend ein starkes Kontingent für die freie Delegation, und gerade in ihr lebt unverkennbar das Bestreben der Korrektur an der deutschen Einstellung und Haltung von Stockholm. Die Schar derer, die Stockholm als Gäste und Kritiker mitmachten, sieht sich aufgerufen, für die Arbeit in Lausanne jeder auf seine Weise die Folgerungen aus den oft temperamentvoll geäußerten Urteilen über den deutschen Anteil an der Stockholmer Tagung zu ziehen. Endlich liegt auf allen Verantwortlichen eine letzte lastende wie beflügelnde Empfindung: in Stockholm wurde der sozial-ethische common sense in steigendem Maße in die fruchtbare Tiefe seiner letzten religiösen Voraussetzungen hinabgetrieben; in Lausanne wird man eben da, bei der Grundlegung, einzusetzen haben und froh sein dürfen, wenn ein oder der andere Grundstein wirklich auf dem Urgestein vermauert werden kann, auf dem sich dann späterhin der ragende Bau erheben mag, falls unser Fundament dazu tauglich befunden wird im Angesicht und Urteil dessen, der einst selber den köstlichen Grund- und Eckstein gelegt hat.

Nie war darum ein Überblick, wie ihn der Titel verspricht, lockender und gewagter.

1. Die Anglikaner

Den Ausgang nehme ich, wie sichs gebührt, vom Blickpunkt der Einberufer in der weiten Welt des Anglikanismus. Wer Lausanne verstehen will, muß mindestens beim Bericht der Lambeth Conference von 1920 einsetzen. Von dort ging der Aufruf an die ganze Christenheit aus, und auf den dort gefaßten, durch eingehende Ausschußberichte gestützten Beschlüssen bauen sich die in G. K. A. Bells, Dompropsts von Canterbury, Urkundensammlungen festgehaltenen Verhandlungen mit den verschiedensten Kirchenkörpern auf. Der erste Blick lehrt, wie sich die Fülle kirchlicher Lebensäußerungen für die Anglikaner gliedert in bischöfliche und nichtbischöfliche Kirchen, in die anglikanische Kirche und die Freikirchen, in „katholische" und „protestantische" Kirchen. Daß sich diese Reihen mannigfach überschneiden, sieht jeder Kundige drüben wie hier. Aufs Ganze gesehen, geht man mit einer gewissen imponierenden Fraglosigkeit von den altgeheiligten Ordnungen der eigenen Kirche aus und spürt, mit der Ruhe des Besitzenden, überall den Berührungspunkten nach.

Einmal wendet man sich an die Kirchen, mit denen man sich in den bestimmenden Hauptpunkten eins glaubt, und diese sind eben faith, das Dogma und die Frömmigkeitsübung, und order, die auf apostolischer Sukzession gegründete Verfassung mit ihren mannigfachen kultischen Folgeerscheinungen. Es ist kein Zufall, daß faith wie order sich beide gleichermaßen am besten vom Gottesdienstlichen her

erläutern. Wer es noch nicht gewußt hat, sieht es an den eben abgeschlossenen Verhandlungen über das Common Prayer Book, daß sich England voll den Satz des Modernisten G. Tyrrell zu eigen macht: Lex orandi lex credendi. H. Frick urteilt ja sogar, das sei der Punkt, an dem wir zu lernen haben dürften, und glaubt von hier aus die deutsche Kirchenwelt für eine positive Einschätzung des kultischen Revisionswerks der Anglikaner gewinnen zu können (MGK 1927, April/Mai und Juni).

Neben diesen von innen her das Einigungsstreben bestimmenden Gesichtspunkt der Verwandtschaft tritt der Stockholmer Impuls, wenn ich den Ausdruck wagen soll. Die Anglikaner sehen sich da an die Freikirchen gewiesen, als die Gemeinschaft, die neben der Staatskirche den gemeinsamen Kampf für den Herrn der Kirche gegen ihre Gegner führt. Gilt es im ersten Fall wesentlich innere Angleichung in Restpunkten, verglichen mit der breiten unstrittigen Grundlage, so ists im anderen die viel weiter tragende Frage: wie überbrücken wir um des gemeinsamen Ziels und der gemeinsamen von Gott gesetzten Aufgabe willen grundlegende Unterschiede in Lehre und Kirchenverfassung?

Will man hier klar sehen und gerecht urteilen, so muß man aufs schärfste die offiziellen Schritte und die privaten Bemühungen scheiden. Jenen sind ja verhältnismäßig enge Grenzen gezogen, weil das altkirchliche Gut in Lehre und Verfassung unaufgebliche Grundlage ist. Diese können desto weiter gehen, je unverbindlicher sie sind, und sie sind so recht das Wirkungsfeld unverantwortlicher, dabei doch von der tätigen Sympathie etwa des Erzbischofs von Canterbury getragener mehr oder weniger kleiner Kreise.

Die Kirchen, deren Verfassungsgrundlage der anglikanischen einigermaßen entspricht, sind die römische, die Ostkirchen und die schwedisch-lutherische. Wäre Rom zu faith and order wie zu life and work nicht wenigstens eingeladen worden, so wären die Anglikaner ferngeblieben. Die Lage ergibt, daß mit Rom nur eine Form ganz privater Unterhaltung möglich war, wie sie Lord Halifax mit den beiden Mechelner Erzbischöfen geführt hat. Bei den Ostkirchen — ich muß mich hier bewußt auf die gröbsten Umrisse beschränken und darf es den ausgezeichnet auf dem Laufenden erhaltenen Lesern der CW gegenüber am ehesten — handelte es sich den Anglikanern in erster Linie um Anerkennung ihrer Weihen, die sie in einem beträchtlichen Umfang durchgesetzt haben. Diesen Verhandlungen liegt ein starker innerer Trieb zu Grunde, der sich aber in weitgehender Interpretation der eigenen Position ins Alt- und Ostkirchliche hinein äußert. Bells Dokumente geben dafür Proben, die uns erstaunen und nicht selten erbittern. Was die Schweden angeht, die sich vom übrigen skandinavischen Norden durch einen auf apostolischer Sukzession ruhenden Episkopat unterscheiden, so darf ich auf frühere Darstellungen aus meiner Feder verweisen (ThLZ 1924 Sp. 477; ED 1925 Nr. 40; ThBll 1925 Nov.; Eiche 1927, 3. H.). Ich bitte dort nachlesen zu wollen, wie wohl man auf schwedischer Seite die Liebe zum Erbe der Vorzeit mit klar und ins Einzelste durchgeführter rein evangelischer Anschauung vom Heilsgut zu verbinden wisse. Die Antwort der schwedischen Bischöfe an Lambeth, am ausführlichsten deutsch in der Eiche (a. a. O.), verdient ein klassischer Beitrag zur Frage der Voraussetzungen kirchlicher Einigung genannt zu werden.

Es liegt auf der Hand, daß die andere Linie, die der Verhandlungen mit den Freikirchen, für Lausanne die wichtigere ist. Für Anglikanien sind wir alle ja irgendwie Freikirchen und nicht erst seit 1918. Und da läßt sich ein frei- und hochgemutes Anpacken der Schwierigkeiten erfreulich feststellen. Entspricht auch der Fortgang der Verhandlungen nicht ganz den Erwartungen, die man auf beiden Seiten anfangs hegen durfte, so sind sie doch keineswegs ergebnislos verlaufen. Wo die Not der kirchlichen Geschiedenheit am härtesten empfunden wurde, draußen in der kolonialen und missionarischen Diaspora, ist eine starke innere Brüderlichkeit aufgestanden und hat zu ungeahnt weitgehenden Ergebnissen geführt. Ist auch noch längst nicht alles Wirklichkeit geworden, so imponieren die Dokumente etwa aus Südindien durch die vorbehaltlose Bereitschaft beider Teile — und beide waren gefühlsmäßig durch Geschichte und Übung stark gebunden — zu völlig auf gleichem Fuße aufgebautem Einswerden.

Auf das Ganze dieser Verhandlungen mit den Freikirchen zu achten, ist uns darum so wichtig, weil sie im Wesentlichen das Konzept für die Lausanner Thesen abgegeben haben, die ja auch den Bischof von Bombay zum Verfasser haben. Gegenseitige Anerkennung der Weihen und Grade, gegenseitige daraus fließende Öffnung der Kanzeln und Abendmahls-Altäre und -Tische für Geistliche und Fromme anderer Kirchen sowie alle dafür bestimmenden dogmatischen und kirchenrechtlichen Grundlagen sind es ja, worum es sich hier wie dort handelt. Nur, daß jeder neue Verhandlungspartner neue Gesichtspunkte herzuträgt.

Und damit sind wir bei uns selber angelangt.

2. Heiler

Wie denken sich deutsche Köpfe die Arbeit, in die sie einzutreten gedenken?

Ich beginne mit einem Mann, der für viele der Herold von Stockholm wie von Lausanne ist, obschon er in keiner der Einigungsbewegungen an verantwortlich leitender oder beamteter Stelle steht. Friedrich Heiler ist unter allen ökumenischen Schriftstellern und Rednern der unermüdlichste in Deutschland. An reinem Erglühen für das Einigungswerk ist er von Keinem übertroffen. „Kopf"-Arbeit ist für seine eminente Leistung kaum die richtige Bezeichnung. Es ist das Herz und das ganze Leben, das diesen Gelehrten in die Arena treibt. Der Riß durch die Christenheit geht durch sein eigenes Leben. Der katholische Theologiestudent ist heute seit Jahren evangelischer Theologieprofessor. In seinen noch jungen Jahren hat er einen Weg über Abgründe zurückgelegt, die den Meisten erspart bleiben. Und die Summe seines Erlebens läßt er in sein Wirken einströmen. Wissenschaft und Lebensgang durchdringen sich völlig, so innig, daß eins dem anderen zur Erklärung dient. Das gibt seinem Wort die Schwere des Durchblutetseins von randvollem Erleben und stillen Schmerzen. Das macht zugleich, daß die Welt der Argumente nicht ausreicht, um mit ihm ins Reine zu kommen. Indem ich auf meine gleichzeitig erscheinende ausführliche Erörterung seines Buchs über die „Evangelische Katholizität" in der Eiche 1927, 3 verweise, darf ich mich hier auf wenige beherrschende Grundzüge beschränken.

Heilers Erfahrungen haben ihn gelehrt, für seine Person entschlossen über den Konfessionen zu stehen. Es ist ihm seliges Geschenk, daß er mit gleicher innerer Ergriffenheit an den Gottesdiensten der verschiedensten christlichen Gemeinschaften, von den katholischen bis zu den Quäkern, teilnehmen kann. Seine Schriften und Aufsätze sind, neben der Fülle der Belehrung, die sie bieten — die Leser der CW wissen darum — biographische Dokumente. Sie sind es kaum im Sinn eines geradlinigen Fortschreitens, das einen Ausgangspunkt erkennen und aus der wahrgenommenen Richtung das Ziel errechnen ließe. Fragt man, was er etwa endgültig als für sich abgetan zur Seite gelegt habe, so läßt sich Eines hervorheben: die Hörigkeit gegen den auf kirchenrechtlichem Grund sich erhebenden Machtanspruch, wie er ihn als das die ihm so teure römische Kirche Verderbende gezeigt hat. Weiter ist ihm die Söderblomsche Scheidung der Frömmigkeitsweisen in mystische und prophetische unverlierbar geworden. Sie ist es, die das Werk über das Gebet in der Gegenüberstellung der heiligen Teresa di Jesu und Luthers als einheitliche Grundkonzeption trägt. Die Scheidung ist ihm immer klar geblieben. In der Bewertung lassen sich Ab-

schattungen feststellen. Bei grundsätzlicher Entscheidung für den prophetischen Typus hält er, mit wechselnder Verteilung der Gewichte, an ausgesprochener Bipolarität fest.

In diesen Betonungsnuancen drückt sich der biographische Charakter seines Schaffens mannigfach aus. Und das führt uns hier weiter. Heilers Urteile, so sehr sie auf solidem Arbeiten und heißem Bemühen um die Wirklichkeit in Vergangenheit und Gegenwart ruhen, sind besonderer Art. Wer ihnen gerecht werden will, muß den Satz beherzigen, daß Erleben und Forschen bei ihm in engster Wechselbeziehung stehen und einander zu gegenseitiger Klarstellung bedürfen. Wenn ich die ganze Breite des Heilerschen Schaffens und in ihm besonders die auf Umgestaltung der heutigen kirchlichen Gegebenheiten abzielenden praktischen Feststellungen und Forderungen überschaue, fasse ich meine Beobachtungen in zwei Sätzen zusammen, die ich in der Eiche unter Beweis gestellt habe: Heilers Begriffe sind an Erlebensgehalt überfrachtet und darum zu umfassend, um inhaltlich bestimmt und wissenschaftlich brauchbar zu sein, sie sind Inbegriffe, Ideogramme als Niederschläge oft vollzogener innerer Denk- und Fühlbewegungen; der Forscher Heiler ist durch Ressentimente aufs stärkste in seinem dem gesamten Schaffen zu Grunde liegenden Unbewußten beeinflußt wie in seinen auf Vergangenheit wie besonders Gegenwart gehenden Urteilen, die sehr entschieden auftreten, in ungewöhnlichem Maße zufallsbestimmt.

Um das auch hier ganz kurz zu belegen, gehe ich von seinem derzeitigen Standort aus. Was ihm Luther ward und gab, hält er leidenschaftlich fest. Aber ebenso emotional betont ist ihm die Überzeugung, daß Luther nur aus der Mutterkirche heraus, die er in heißen Kämpfen ungern verließ, zu verstehen und aus deren Lebensschätzen erkenntnismäßiger wie kultischer Art der Ergänzung fähig und bedürftig sei. Die „Einseitigkeit" der lutherischen „Reduktion" katholischen Christentums — ein anderes gab noch gibt es nicht — ist eine Grundvoraussetzung Heilers und rückt ihn, mit veränderten Vorzeichen, in die Nähe des Harnack, der das „Wesen des Christentums" schrieb. Dieser Einseitigkeit steht das „Katholische", Umfassende gegenüber. Nimmt man es nicht irgendwie — Heiler unternimmt mannigfache Ansätze dazu — hinzu, so sind wir beim „Protestantismus". Das ist freischwebendes, frei- und hochgemutes, aber von der Wurzel gelöstes, darum dem Verdorren, der Verästelung in tausend Subjektivismen erliegendes kleinkirchlich-wählerisches, „häretisches" Wesen. Marburger Liberalismus und ebenso marburgischer antiliberaler Barthianismus sind die im Wesentlichen einzig in Heilers Gesichtskreis stehenden legitimen Folgeerscheinungen des eben im Grunde schon mit einem Schaden behafteten Ansatzes Luthers. Landeskirchentum, Nationalismus, Chauvinismus, Militarismus, ungeistiges, unkirchliches, unchristliches Gebahren der Kirchen bilden — ganz ausgeglichen sind die beiden Linien nicht, auch nicht leicht ausgleichbar — die notwendigen Ausläufer der lutherischen Häresie. Das Beste am Luthertum ist dann noch die Möglichkeit, das alles unbehindert in seinem Schoße sehen, aussprechen und abstellen zu dürfen. Aber das Heilmittel kommt anderswoher: aus der katholischen, „katholischen" Welt. Nicht aus Rom, leider, denn dort greifen andere Schäden noch tiefer hinab, aber von dorther, wo gereinigte „katholische" Frömmigkeit Heimstätten besitzt. In diese Welten hat sich Heiler eingefühlt. So kann er zu den Altkatholiken, wie er sie sieht, und zu den Hochkirchlern fast als einer der Ihren sprechen, so hat ihm die anglokatholische Richtung der anglikanischen Kirche Wichtiges zu geben, beide für sein Frömmigkeitsleben und für das inner- und zwischenkirchliche Reformprogramm, das zu verfechten er als seine Aufgabe ansieht. Wie er im römischen Katholizismus den mehr oder minder verschütteten Spuren des evangelischen Wesens liebevoll und beflissen nachgeht, so kann man seine praktische Arbeit kurz so bezeichnen, daß er in den von Verunkrautung befreiten, gründlich rigolten Acker des Luthertums die kirchliche Saat erst einlegt, daß er in einen halb namenlos gemachten Ort seine kirchliche Heimat für sich und die Gemeinde, die seiner Belehrung lauscht, erst einbaut.

Damit sind wir bei Heilers Forderungen angelangt. Sie wollen, dem herrschenden „protestantischen" Wesen gegenüber — protestantisch ist Heiler ein abwertendes Prädikat wie den Anglikanern, ein Marke der Häresie — nicht subjektivistisch, nicht einseitig, nicht lieb- und danklos den Schätzen der Vergangenheit gegenüber sein. Sie müssen also geschichtlich begründet auftreten. Daß sie nicht antiquarisch-pekuliär sein dürfen, ist auch Heiler klar. Aber hier verrät sich ein Hauptgebrechen. Wie dieser Anfechter der subjektiven reformatorischen Häresien aufs stärkste subjektiv bis in Einzelheiten hinein von seiner römischen, modernistischen, lutherischen, anglokatholischen Umgebung bestimmt ist, so ist er, der die unaustilgbare Geschichte gegen Willkür und Schwärmerei verteidigen will, in eine Weise des Schauens und Arbeitens verstrickt, die sein leidenschaftliches Wünschen und Fordern dazu verführt, das geschichtliche Gut mit dem Griff des Diktators, wie wir ihn von Nietzsche her gewohnt sind und in mannigfachen Übersteigerungen bis in die Welt Spenglers hinein immer wieder erlebt haben, unter seine gefühlsbetonten Wünsche zu knechten. Bewegungen, für die Generationen gelitten und geblutet haben, werden in ungewollt relativistischer Art gegeneinander ausgespielt und miteinander kombiniert, und das Ergebnis steht daher außerhalb der Geschichte und außerhalb des Bezirks möglicher Wirkung auf geschichtliche Wirklichkeit von heute und morgen. Ich habe diese Weise als den „monologischen Charakter" des Heilerschen Schaffens bezeichnet.

Heiler ist vor Lausanne bange, es könne dort der Anglokatholizismus auf die „protestantische" Linie abgedrängt werden. Er sieht, nur „katholische" Kirchen können sich dort finden. Die „Protestanten" mögen sich, um der Klarheit willen, unter sich zusammenschließen. Der Gedanke, was von Luther aus etwa den leitenden „katholischen" Kräften neu an Einsichten vermittelt werden könnte, fehlt völlig. Sie sind in Lausanne fehl am Platz. Faith wie order könnte durch sie nur gefährdet werden. Der einzelne Katholik wie die einzelne katholische Kirche kann zum „Protestanten" herabsteigen, wie der Heiland kondeszendierte und aus unendlichem Erbarmen die Hure aus dem Staub emporzog (296). Sie können das protestantische Kirchentum von innen aushöhlen, es mit ihren Segenskräften neu erfüllen und erst recht eigentlich schaffen, indem durch Weihen von Seiten „katholischer" Bischöfe gültiges Sakrament und gültiger Priesterstand allererst eingebaut werden, und die Landeskirchen können das so wenig verbieten, wie die Weihe ihrer geistlichen Glieder zu Freimaurergraden (306). Das sind etwa die befremdlichsten Blüten aus Heilers Phantasiegarten, aber sie zeugen für den Boden, aus dem sie erwachsen sind.

Seine Beschaffenheit gilt es noch kurz zu analysieren. Sehe Niemand in den letzten Sätzen ein versuchtes Anprangern, es ist bloßes Hervortreiben der Folgerungen. Wo gibt es eine geistige Welt, die ungeschichtlich und unsystematisch zugleich sich äußert? Ungeschichtlich, d. h. in willkürlichem Schalten mit den Elementen der Geschichte bei erstaunlichen Kenntnissen im Einzelnen. Unsystematisch, d. h. in einem warmherzigen Verfolgen von verschiedenen Wegen bis ins Äußerste hinein, wo sich die Endpunkte der einzelnen Wege nicht mehr zusammenführen lassen: dazu bitte ich etwa die Schilderungen des Wesens der großen Konfessionen und ihrer Gottesdienste mit ihren Werten zu vergleichen. Die Welt, die Geschichte und systematische Einsicht relativiert, ist die Welt der Erweckung. Ich habe in der Eiche zu zeigen versucht, daß man Heiler gerecht wird, wenn man seine Religion und

Theologie in ihrem leidenschafterfüllten „Alles oder Nichts“ als Erweckung nimmt. Ich habe den Nachweis erbracht, indem ich mich auf Yngve Briloth berief, der an der Oxford-Bewegung aufzeigte, daß sie eine nach der anderen Seite ausschwingende, an Einseitigkeit und mangelnder Gerechtigkeit gegen die Vorgängerin hinter der niederkirchlichen evangelikalen Erweckung nicht zurückbleibende hochkirchliche Erweckung war. Hier in dieser eigentümlichen Spielart hochkirchlicher Erwecktheit begegnen sich Heiler und englisches wie deutsches Hochkirchentum. Beiden ist Theologie und Geschichtswissen willige Dienerin des leidenschaftlichen kirchlichen Gestaltungswillens. Beide vereinen Glut und Gesetzlichkeit in der Weise, wie wir sie nur hier als Erweckung zu sehen nicht vorbereitet sind. Beiden haben wir deutschen Lutheraner den Dienst der Liebe zu tun, durch Zeugnis und Erörterung aus dem Gefängnis der Gesetzlichkeit und des eigenwilligen Verhältnisses zur Geschichte herauszuführen. Wobei bestehen bleibt, daß wir uns an der Glut ein Muster nehmen dürfen. Was uns obliegt, ist nur, zu helfen, daß reinster geistigster Brennstoff diese vorbildliche Glut nähre.

Heiler hat Anspruch darauf, daß man sich eingehend nicht nur mit den Forderungen, sondern noch mehr mit den Voraussetzungen befasse, aus denen sie entspringen. Wer mit Söderblom sich mit denen näher zusammengehörig fühlt, die für Einigung entbrennen, als mit Vertretern reiner Lehre ohne Sehnsucht nach Überwindung der kirchlichen Scheidewände, kann sich dem Dienst der Liebe nicht entziehen, der zur Erörterung der letzten Voraussetzungen führt.

3. Laun, Piper, Wallau

Ehe ich nun abschließend an Söderblom den lutherischen Weg nach Lausanne aufzeige, stehe hier ein Wort über zwei Aufsätze aus der EW. Ist Launs Weg (EW Nr. 8/9) gangbar? In der Tat: „Man merkt sofort, ob einer nur auf den bisherigen scharfen Gegensatz protestantisch-katholisch eingestellt ist oder jene merkwürdige Brücken-Theologie und -Kirchlichkeit kennt, die mit der anglikanischen Kirche gegeben ist“ (Ad. Keller, EW 6, 284). Laun will aus der von ihm als Einseitigkeit empfundenen deutschen Betrachtungsweise heraus und sieht die Lösung darin, daß die Reformation Luther nicht als Ausgangspunkt, sondern als Höhepunkt habe. Von den frühen Engländern bis zur letzten Konsequenz reiner Geistigkeit, den Quäkern, die eben noch Kirche seien, wenngleich auf der schmalsten materialen Kirchenbasis, gehe eine Linie, und die endgültige Ausgestaltung lasse die Anfänge erst recht erkennen. Ist somit die Reformation nicht mehr deutsches Gut, von uns zu verfechten auch aus den Instinkten nationaler Selbstbehauptung heraus, dann ist der Blick auf Europa als sich in ihren Teilen ergänzende Kultureinheit frei und der Auseinandersetzung ein schmerzender Stachel genommen. Die Geschichte der Kirche wird, wenn man auch ihre bisher von uns vernachlässigten Teile, wie das Fortleben der Ostkirche in den letzten 1200 Jahren beleuchtet, eine Einheit, in der die Konfessionskirchen jede mit ihrer Eigenart alle gleich nötig und aufeinander angewiesen sind.

Das ists, was Laun an seinen Studien über England, das keine lutherische Kirche hat, gelernt hat. Man kann ihm zugeben, daß unter Ausschaltung Luthers das Schema stimmt. Darin liegt das Urteil beschlossen. Einmal geschichtlich: es ist längst erkannt, daß die Bewegung Los-von-Rom auf Grund der Gravamina der bedrückten Nationen, die Hinwendung zu den neu aufgefaßten Quellen des Christentums, die reformistische Einstellung eine durchgehende Linie bilden, nur eben nicht die, die für Luther und für die Luther in erster Linie bezeichnend war. Luther hat nicht als Erstes abgestrichen, verbessert, „reformiert“, sondern er hat, auf seine Weise, zu Paulus zurückgefunden und sich von ihm an den Herrn weisen lassen, der des Gesetzes Ende ist, auch des humanen, humanistischen, liberal-erasmischen. Damit ist das Systematische mitgegeben: wir haben mit Luther nicht eine befriedigendere Zuordnung der disparaten christlichen Elemente unter tunlicher Bewahrung liebgewordenen Gutes erhalten, also nicht die Durchführung eines mehr oder weniger gemäßigten Reformprogramms, von dessen Grundlage aus die Brücken leicht zu den entsprechenden Stellungen anderwärts zu schlagen wären; sondern er hat von einem schöpferischen Einsatzpunkt das Ganze des evangelisch-biblischen Wesens neu ergriffen und durchgestaltet. Eine folgerichtige Weiterführung von Luthers Werk ist nicht in fortschreitender Vergeistigung, Verdünnung zu erblicken, sondern in der zunehmenden Sammlung um eben die schöpferische Grundlage, das neuentdeckte Paradox des Sünder suchenden, gnädigen Vatergotts, der den — bleibenden — Sünder in die Kindschaft aufnimmt. Dem mutigen kenntnisreichen Historiker Laun hat der historische Fehlansatz zugleich den systematischen verdorben. Systematik, nicht Geschichtsbetrachtung, hinter der stets religiös verbrämter Relativismus als Gefahr lauert, muß die Waffe im Kampf der Geister in Lausanne sein.

Wo Launs Ansatz in Relativismus ausläuft, wird er von Piper mit Recht beanstandet (EW 12, 572 f.). Seinen eigenen Ausführungen gegenüber habe ich gleichfalls Widerspruch anzumelden. Der „ökumenische Kirchenbegriff“, den er an Stelle des „konfessionellen“ setzt, verdient diesen Namen nicht. Daß man in Lausanne von den einzelnen Kirchen erwarte, die Eigenart der anderen Kirchen voll zu respektieren, die Berechtigung der eigenen Art aber scharf zu prüfen, ist die einfache Folgerung daraus, daß man die Einladung angenommen hat, die Bereitwilligkeit „sich sagen zu lassen“. Für sie genügt die auch von Rom zugestandene Auffassung, daß Gott Christen in jeder Kirche durch seine unbegreifliche Gnade selig werden lassen könne. Respekt vor der Eigenart des anderen Partners ist Vorbedingung wirklichen Verständnisses. Dies kann dann durchaus in den Dienst eines sehr energischen Propagandawillens gestellt werden; das zeigt die Erinnerung an Rom. Ein ökumenischer Kirchenbegriff aber wäre nur dann gewonnen, wenn damit die absolute Existenzberechtigung der andern Kirchen zugegeben wäre. Damit wäre der beanstandete Relativismus zum Grundsatz erhoben. Die relative Existenzberechtigung als Zubringer ihrer Gläubigen zur vollen Wahrheit der Gotteserkenntnis haben alle Kirchen. Um eine Anordnung ihres Ranggrades hinsichtlich der Eignung zum genannten Zweck geht aber der Kampf, seit es Theologie gibt, nicht erst, seit getrennte Kirchen nebeneinander stehen. Und dieser Kampfwille ist aus dem Grundantrieb des Glaubens selber gespeist und ist wiederum sein frischhaltendes Salz. Gerade in einer Kirchenversammlung wie in Lausanne ist doch allen Teilnehmern mehr oder weniger deutlich, daß Kirchen nicht Selbstzweck sein können. Ihnen ist die Sorge um die Seelen aufgegeben; und der Kampf um die Wahrheit, die möglichst adäquate Erfassung der frohen Botschaft, ist zuletzt seelsorgerisch bestimmt und dadurch gefordert. Diese Haltung, in der Kirche den Ausdruck und die Ausformung der Wahrheit zu suchen, und nicht umgekehrt, fließt aus einem schon konfessionell begrenzten Kirchenbegriff. Sie schließt ja die Aufstellung eines absoluten Kirchenbegriffs aus und ist das Ende jeder anstaltlichen Gesetzlichkeit. Als Maxime ist Pipers Begriff leer. Die rein funktionelle Betrachtungsweise der Kirche ist nicht religiös gefaßt. Daran leiden Pipers gesamte Ausführungen. Sie zeigen, fast ohne es zu wollen, wohin es führt, wenn man die Einigungsfrage formal faßt, um den konfessionellen Gegensatz zu überwinden. Sie scheitern an der Unmöglichkeit, um der erwünschten Gelassenheit und Offenheit willen die sachlichen Erfordernisse zurückzustellen.

Daß diese Unmöglichkeit vorliegt, beweist ja die Tatsache, daß Pipers Einstellung in Wahrheit doch konfessionell ist.

Was er wirklich will, ist vom Rechtfertigungs- und Berufsgedanken aus zu erreichen. Der Frage der Heilsgewißheit gegenüber hat Kierkegaard einmal paradox gesagt, man dürfe sie für den Nächsten, nicht für sich selber bejahen. Darin liegt meisterhaft ausgedrückt, daß wir vor Gott Gerechtfertigte und Sünder in Einem sind. Diese Gewißheit in Furcht und Zittern, die dem Nächsten schenkt, weil sie sich selber, unverdient, so reich beschenkt weiß, gilt gewiß auch für die Kirchen. Sie ist der Ausdruck der Einsicht in die Unbegreiflichkeit der Wege Gottes. Keine Person und keine Kirche ist zu unvollkommen, um von Gottes Vorsehung als Werkzeug gebraucht zu werden. Keine Person und keine Kirche ist zu vollkommen, um sich mittels eines scheinbar noch so bresthaften Werkzeugs der Vorsehung sagen zu lassen. Das darf man auch hinsichtlich des Ineinander von sichtbarer und unsichtbarer Kirche geltend machen. Diese muß in jener überall mit drin sein können, dem Blicke Gottes sichtbar, dem anderen Teil von uns so lang zuzutrauen, bis es einfach nicht mehr geht, bei uns selber in der Schwebe belassen, bis selige Bezeugung etwa überführt. Das ist die Unterlage für die rechte Einstellung zu den kommenden Verhandlungen. Sie ist keine Übertragung der Regeln des guten Tons, sie verfliegt nicht vor dem ersten Anheben ernst in die Tiefen greifender Auseinandersetzung, sie ist nicht durch Rückzug aufs Formale gewonnen, sie fließt aus dem Erfahrnis der Rechtfertigung. Es wäre ja auch wunderbar, wenn das Weilen im personalsten Heiligtum unseres Glaubens nicht zur Verhandlung Auge in Auge mit Menschen guten Willens geschickt machte, wo einer vor Gott gestanden hat und im Herzen weiter steht. Darauf will auch Piper hinaus. Aber nicht sein, nicht einmal durchführbarer, formaler, sondern nur in dieser aus dem Grund des Glaubens kommende inhaltliche Weg führt ans Ziel. Ein Gleiches läßt sich aus dem Berufsgedanken ableiten. Ich habe es in dem Aufsatz „Zwischen Stockholm und Lausanne" (Geisteskampf der Gegenwart, 1927, Juliheft auf S. 249 f.) versucht.

Daß die deutschen Kirchen über keine mit der Praxis sich annähernd deckende Theorie von der Kirche verfügen (Sp. 569), könnte achtenswerte Gründe haben. Wenn „bei Anglikanern und Orientalen Theorie und Praxis wenigstens einigermaßen übereinstimmen", so laden diese besonderen Fälle nicht gerade ohne Weiteres zur Nachfolge ein. Pipers Schilderung des deutschen Kirchenbegriffs ist aber, mindestens in seiner ersten Hälfte, an der Grenze der reinen Karikatur. Die funktionelle Heilsnotwendigkeit der Kirche (570 u.). die Disjunktion: pragmatischer Kirchenbegriff oder Pflege subjektiven Gefühlslebens (571 o.), die darauf folgende Andeutung über das Verhältnis von Wort und Sakrament, der „kirchliche Realismus", der vorgetragen wird, ist von einer Lutherferne, für die mindestens hier keine andere, eigene oder fremde, systematische Stellungnahme entschädigt. Piper bringt sich in all diese Unannehmlichkeiten einmal durch seinen ressentimenthaften Ansatz und dann durch den Versuch einer „ökumenischen" formal-funktionellen Betrachtungsweise. Sie verhindert ihn, hier das Systematische und das Eigene zu geben, über das er gewiß verfügt.

Wie die Kirchen, so haben die Konfessionen keinen Selbstzweck. Darf ich an Söderbloms Wort vom anstaltlichen alten Adam erinnern, der sich in den stillen Winkeln der Kirchen und Versammlungshäuser am heimischsten fühle? Wallau hat bei der Frankfurter Jahrestagung des Weltbunds für Freundschaftsarbeit der Kirchen 1926 einen gottesdienstlichen Vortrag über „Versöhnung der Konfessionen" gehalten, nachdem zwei Reden über Versöhnung der Völker und der Klassen vorausgegangen waren (Eiche 1926 S. 319 ff.). Der Ansatz war geistreich, die Durchführung von echter religiöser Kraft getragen, aber die Themafassung gleichwohl ein Ungedanke. Das blieb dem verdienten begeisterten Redner nur darum verborgen, weil er den ausdrücklich als gleichberechtigt nebeneinandergeordneten geschichtlichen Konfessionen eine neue, seine „biblische des Neuen Testaments", überordnete. Will man aber die invisibilis so aus der überbegrifflichen Fülle der Wirklichkeit herausziehen, dann löst man das Problem nicht, sondern gibt ihm nur eine überraschende Formulierung, die nicht weiter führt. Man ist glücklich aus dem Relativen heraus, aber um den zu hohen Preis, ein Reich gegründet zu haben, dessen einziger Herr wie Untertan der Gründer selber ist.

Es kam mir nicht darauf an, drei verdienten Wortführern der ökumenischen Jugend Irrtümer nachzuweisen. Ich habe von allen gelernt und werde weiter von ihnen lernen können. Aber den drei genannten Aufsätzen liegt eine unberechtigte und unfruchtbare Selbstentäußerung des homo theologicus zu Grunde, der, gerade als oecumenicus, ein systematicus sein muß, wenn er überhaupt etwas sein will. Vielleicht sind aber wir Jungen überhaupt hier in einer Gefahr. Zum mindesten vor uns selber sollten wir doch mit unbeugsamer Eindringlichkeit immer wieder die Frage stellen, wie fest wir im kirchlichen Heimatboden verankert sind, ehe wir darüber hinaus greifen dürfen; wie weit unsere systematisch-theologische Selbstbesinnung auf die Grundlagen des Glaubens gediehen sei, ehe wir in das innerliche Ringen mit anders geführten Christen eintreten; ob wir die Ergebnisse dieses inneren Ringens so lebendig in Fleisch und Blut gegenwärtig haben, daß wir sie mitbringen zu ganz gelöstem Gebrauch im Eintauchen in andere kirchliche Welten, denen wir gleich wenig dienen durch hartnäckiges Gebundensein an liebgewordene Formeln wie durch ein Zurückstellen der letzten Tiefen der Besinnung, wo nichts Anderes die Gabe unserer ökumenischen Liebe sein kann.

4. Söderblom

Allen vier genannten deutschen Autoren stelle ich nun einen Abriß der ökumenischen Gedankenwelt Söderbloms im Blick auf Lausanne gegenüber und, weitgehend, entgegen. Manche Ausführung, die voranging, wird damit ins rechte Licht gerückt. (Vgl. meine Broschüre „Nathan Söderblom, ein Führer zu kirchlicher Einheit", Halle, C. Ed. Müller. Seitdem erschien von Söderblom sein Beitrag zur Deißmann-Festschrift: „Evangelische Katholizität" und sein beinahe 1000 Seiten starkes Werk über die Stockholmer Tagung: Kristenhetens Möte i Stockholm.)

Fahrenbach Peter Katz

Die Schöne Literatur und die „Christliche Welt"

1. Die Literatur bis zum Krieg: Realismus und Naturalismus; Gegenbewegung; Unabhängige Literatur; Kriegsdichtung; Weltliteratur. 2. Die Literatur nach dem Krieg *)

Das dem Verfasser gestellte Thema bedarf nach zwei Seiten einer Einschränkung und Verdeutlichung.

Erstens ist das, was man heutzutage unter „Klassikern" zu verstehen meint, nicht berücksichtigt. Der Aufsatz wäre nicht nur zu umfangreich geworden, sondern die sogenannten Klassiker wurden fast immer unter dem für die CW vitalen Gesichtspunkt „Idealismus und Christentum" behandelt, so daß ihre Verarbeitung dem Systematiker zufallen muß, wie sich ja auch vorwiegend Männer von der Zunft (Sell, Drews, Baumgarten, E. W. Mayer, Stephan, Bornhausen u. A. m.) mit ihnen beschäftigt haben. Erst bei Mörike, Uhland, Geibel usw. ist die untere Grenze gegeben, und auch das nur, um der literarischen Bewe-

*) Verfasser schrieb dies für die Festschrift „Vierzig Jahre Christliche Welt". Das MS, dem noch ein dritter Abschnitt über die Mitarbeiter beigefügt war, wuchs über den Rahmen des dort Möglichen hinaus. Es wäre aber doch schade, wenn es ungedruckt bliebe. So mag es hier seinen Platz finden. D H

gung des Realismus und Naturalismus einen Rahmen zu schaffen.

Es kommt dem vorliegenden Aufsatz sehr zu Statten, daß die Geburtsstunde der CW und dieser literarischen Strömung zeitlich nahezu zusammenfallen. Das Thema ist demnach beschränkt auf die Schöne Literatur der letzten vierzig bis fünfzig Jahre.

Zweitens: Es entsprach dem Leserkreis der CW, daß neben den klar markierten Linien der modernen Dichtung, die — ob Impressionismus oder Expressionismus — bei aller Verschiedenheit des Programms und einer inhaltlichen Bestimmtheit, in der Formalität ihrer Wirkung immer dieselbe bleibt, ebenso sehr die traditionelle, unproblematische und anspruchslose Dichtung berücksichtigt wurde. Man werfe nur einen Blick auf die Advents- und Weihnachtsnummern der ersten Jahrzehnte wie auf die Überschriften der letzten Jahre „für den Weihnachtstisch", und man wird sehen, daß das gute und gefällige Wasser der traditionellen Dichtung, dem man sich ohne Gefahr anvertrauen darf, heute genau so dahinfließt wie vor vierzig Jahren. Weil hier nichts geschieht, was der Chronist vermelden müßte, sei es dem Verfasser gestattet, diesen bescheidenen und in seiner Art unersetzlichen Fluß nicht aufzustören, sondern ihn auch weiterhin ruhig seinen Weg ziehen zu lassen.

Die Arbeit zerfällt in zwei Teile, die uns die literarische Entwicklung jener Zeit deutlich aufweisen. Der Krieg ist ihre Grenze. Damit ist nicht gemeint, daß im August 1914 Krieg ausbrach, sondern „der Krieg" in Anführungsstrichen, als Exponent und Motiv jener chaotischen Bewegung, die wir mit dem Wort Expressionismus bezeichnen.

1. Die Literatur bis zum Krieg

1. Die beiden Jahrzehnte der deutschen Literatur nach der Reichsgründung zeigen kein verheißungsvolles Bild. Auf der einen Seite schreitet der Prozeß der „Klassifizierung", begünstigt durch die historischen Forschungen der Schererschule, vor. In sorgfältiger Kleinarbeit wird Biographie und Bibliographie sichergestellt und aus dem Auf und Ab der geistigen Strömungen Dieser und Jener herausgehoben, wobei man nach dem materialistisch-individualistischen Schema des Erlebten, Erlernten und Ererbten verfährt. Dieser Prozeß der Heroisierung offenbart auf der andern Seite den Mangel einer wirklich zeiterfüllten Literatur. Männer wie der Maler Makart, der Dichter Heyse in München, Lindau in Berlin beherrschen die öffentliche Meinung und sind die offiziellen Vertreter des neuen Deutschland. Ihre Kunst erscheint uns heute als die sichtbare Bankerotterklärung des deutschen Geistes nach 1871, der an der Aufgabe, dem jungen Kaiserreich einen Geist einzublasen, gescheitert ist. (Vgl. Nietzsche, Vom Nutzen und Nachteil der Historie.) Wohl balanzierte Erotik, psychologische Unmöglichkeiten, nationales Bramarbasieren, geistreich und elegant ausgedrückte Alltäglichkeiten, Salon und Biedermeiertum können nicht über diesen Mangel hinwegtäuschen. Ihn können auch nicht Männer wie Fontane, Greif, Wildenbruch aufwiegen. Die junge deutsche Dichtergeneration empfindet dieses Versagen doppelt schmerzlich angesichts der Franzosen Zola und Flaubert, der Russen Tolstoi und Turgenjeff, der Skandinavier Björnson und Ibsen.

Da entstehen, ungefähr gleichzeitig in München und Berlin, Bewegungen, die eine neue Phase deutscher Literatur einleiten. In München gründet der junge Conrad, aus Paris heimgekehrt, 1885 die „Gesellschaft", ein Literaturblatt, das der Münchener Monopolstellung Heyses je länger je mehr gefährlich wird und Männer wie Greif, Thoma und Böcklin propagiert. In Berlin entstehen die „Kritischen Waffengänge" der Gebrüder Hart schon 1882, während erst die Freie Bühne (1889) die Bewegung zum Sieg führt mit Hauptmann und Sudermann.

Wenn auch hier nicht der Ort ist, diese Literatur darzustellen, so muß doch Eines hervorgehoben werden, wodurch das Verhältnis der CW zu ihr bestimmt wird. Als Zola und die Skandinavier nach Deutschland kamen, geschah es nicht, weil sie Ausländer waren (man wirft dem jungen Realismus ganz zu Unrecht, wenigstens in seinen ersten Jahren, Internationalismus vor!), sondern weil man in ihnen etwas sah, was der deutschen Literatur zu fehlen schien: den unbedingten Trieb zur Wahrheit. Zola selbst hat seine Arbeit mit der eines Wissenschaftlers verglichen. Fort von der verstaubten Ideologie, deren Symbole man in der Vergangenheit fand, hin zur ungeschminkten Wahrheit der Gegenwart! Mit bis dahin unerhörtem Scharfsinn wurde das schier undurchdringliche Geflecht menschlicher Triebe und Gedanken bloßgelegt und ein Mensch auf die Bühne gestellt, an dem sich das Publikum sicherlich nicht erbaute, aber erkannte. Daß dabei andere Dinge offensichtlich zu kurz kamen, soll uns hier nicht beschäftigen.

Und hier setzt das Interesse der CW ein. Es erscheint uns heute nicht als eine Laune des Schicksals, daß sie, die von Anfang an Korruption und Formelkram den Kampf ansagte, im gleichen Jahrzehnt mit dem deutschen Realismus entstanden ist. Hier waltet eine jener Gleichzeitigkeiten, welche deutlich machen, daß es keine Isoliertheit irgendwelcher Lebensformen gibt, sondern daß man sogar in den letzten zerklüfteten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts von einer durchgängigen Kultureinheit wird sprechen dürfen.

Die erste Nummer des ersten Jahrgangs bringt einen Aufsatz aus Jülichers Feder: „Thomas Rendalen, Roman von Björnson", in dem der Kritiker gleich eingangs die Frage stellt, die für die CW in ihrer Wertung des Realismus grundlegend geworden ist: Idealismus und Realismus. Jülicher sieht im Roman Beides verwirklicht; er ist idealistisch, weil aufklärerisch (es handelt sich um sexuelle Aufklärung), realistisch, weil er uns die Wirklichkeit und keine Romantik gibt. Und bei Besprechung von Björnsons „Handschuh" sagt Jülicher im vierten Jahrgang: „Ich hoffe ... daß das einzigartige Schauspiel des greisen Dichters recht Viele zu heilsamem Nachdenken über eine der fundamentalsten Fragen sittlichen Lebens zwingt, und dankbar reichen wir dem nordischen Radikalen die Hand, der der Heuchelei, der Verderbtheit, der Genußsucht, dem rücksichtslosen Egoismus, dem gedankenlosen Mitmachen mit der Majorität, der mattherzigen Feigheit, dem schlaffen Verzweifeln an jeder Besserung den Handschuh ins Gesicht geworfen hat." — Sind das nicht schon die Fanfaren, die dann in der CW jahraus jahrein erklungen sind? Erkenntnis der Probleme, Pflicht sich mit ihnen auseinanderzusetzen und obzusiegen, die sittliche Persönlichkeit zu entwickeln und aufzubauen, Freiheit und Wahrhaftigkeit, Mut und Ehrlichkeit, unter diesen Stichworten hat die CW ihre Stellung zum Realismus eingenommen.

Da sind an erster Stelle Björnson und Ibsen zu nennen. Nahezu jeder Jahrgang bis ungefähr 1905 behandelt sie beide. Jülicher rühmt an „Ragni" psychologische Tiefe und sittlichen Ernst, Platzhoff sieht in „Leonarda" die Liebe, die nicht das Ihre sucht. „Über unsere Kraft" entfesselt dann eine Diskussion zwischen Teichmann und Göhre, wobei dieser den sittlichen Ernst des Dichters rühmt, der nicht mit dem Christentum gebrochen hat, sondern mit ihm ringt. Derselbe Kritiker sieht in „Laboremus" eine „fast christliche" Gesinnung, die siegreich gegen sinnliche Anfechtung ficht, während Olaf Peter Monrad, der jetzt das Referat über den Dichter übernimmt, bei ihm zwar eine Entfernung vom Christentum konstatiert, aber mit viel Sympathie den unbedingten Ernst und die sittliche Kraft rühmt und ihn schildert als „tief religiös veranlagten Freidenker mit starken edlen Kräften in der Richtung auf das Christentum hin, das er trotz allem nicht will angegriffen haben".

Bei Ibsen gehen die Ansichten mehr auseinander. Hier ist es E. W. Mayer, der bei aller Bereitwilligkeit, sich auf den Boden des Realismus zu stellen (wir sind komplizierter geworden und haben das Interesse für die langweiligen Problemlosigkeiten verloren), doch in Ibsen nur einen negativen Kritiker sieht (wenigstens in dem bis 1890), der das Ideal mit Lüge identifiziert und nur Nihilismus predigt. Aber die Mehrzahl denkt doch anders. Gustav Gerok sagt in einem Aufsatz über Ibsens Pastoren: Wenn auch die Pastoren allzu schwarz gemalt sind, für seinen Brand müssen wir ihm danken — „wer uns ein Schauspiel wie Brand geben konnte, hat damit unserer Zeit eine christliche Predigt gehalten, wie es wenige gibt. Das ist der Faust des heutigen Geschlechts." Charlotte Broicher sieht in ihm den Antipoden zur bloßen Milieuschilderung („Ibsen und das Gesetz der Umwandlung"); er gab der Menschheit die Persönlichkeit wieder und das Gewissen; „wir sehen wieder einmal Menschen, die nicht nur der Zeit, sondern auch der Ewigkeit angehören und die den Mut finden, den Weg dahin zu betreten. Gott erweckt seine Propheten, wo und wie er will." Wieder ein Anderer sieht den Wert von „John Gabriel Borkmann" darin, daß es den Bankerott der Herrenmoral erschütternd zur Darstellung bingt. Und last but not least sekundieren G. Stolterfoth und A. Bonus*) in Sammelaufsätzen („Literaturbriefe") dieser Einschätzung.

Wenden wir uns zur deutschen Literatur, so bietet sich eine ähnliche Einstellung. Gerhart Hauptmann und Sudermann stehen von Anfang an im Brennpunkt des Interesses. Lindau, über den uns Jülicher zwei scharf pointierte Aufsätze gibt, wird ebenso abgelehnt wie Spielhagen. Sie wissen nichts um die tiefere Psychologie, ihre Gestalten sind kraftlos, ihnen „fehlt der Herzschlag des individuellen Lebens". Und das gerade wird an Hauptmann gelobt. Auch hier ist es E. W. Mayer, der am schärfsten ablehnt. „Einsame Menschen" sind nach ihm zu hart und grausam, man kann es nicht zweimal sehen. Aber die „Weber" finden Zustimmung. Von der Heydt sagt: „Wir Anhänger des Idealismus wollen ja nicht in ängstlicher Prüderie oder in blindem Optimismus die Augen verschließen vor der Wirklichkeit; im Gegenteil, je wahrer und getreuer eine Dichtung das Leben schildert, um so schöner wird sie sein, wenn nur das Sonnenlicht einer transzendenten Idee die Naturwahrheit vollendet macht." Vor allem findet „Hannele" Bewunderung. Otto Meißner und Martin Rade sprechen von der „gewaltigen Kunst des Dichters"; Menschenliebe hat das Gedicht geschaffen. Rade findet nur die Christusgestalt unerträglich. Gewiß, auch „Hannele" ist hart und setzt dem Leser zu; aber so ist die Wirklichkeit, vor der die Christen am wenigsten die Augen verschließen sollen. Auch die „Literaturbriefe" Stolterfoths und Bonus' würdigen den Dichter.

Ebenso starkes Interesse gewinnt anfangs Sudermann. Während jedoch Hauptmanns Schale von Jahr zu Jahr mehr steigt, sinkt Sudermanns von Jahr zu Jahr mehr. W. Kawerau konstatiert in den ersten Werken des Dichters eine glückliche Mischung von Realismus und Symbolismus (= Idealismus), Notwendigkeit seiner Gestalten und endlichen Sieg des Sittlichen, sieht aber dann mit Besorgnis, daß Sudermann flach zu werden und dem Naturalismus zu verfallen droht. Fr. von Hrtzen, das konservative Element, kann mit der anfänglichen Schätzung Kaweraus nicht übereinstimmen und sieht in „Frau Sorge" glatte Herrenmoral. Auch E. Troeltsch entdeckt in der „Heimat" „einen fatalen Zug der Pikanterie durch das ganze Stück, dessen man sich beim besten Willen nicht erwehren kann". So auch Teichmann. Immer tiefer sinkt der Ostpreuße im Kurs, bis mit den Worten Heines 1909 der Fall erledigt ist: „Das Hohe Lied ertrinkt, und die Dirne bleibt übrig; aber wenn man sie genau besieht, so merkt man, daß sie bloß aus Papiermaché ist. Es wäre ja sonst auch zu traurig."

*) Beide sind eine Person. D H

Diese beiden Deutschen absorbieren das Interesse für den deutschen Realismus nahezu völlig. In ihnen sah die CW die Wortführer, an die man sich zu wenden habe. Die breitere literarische Bewegung, aus der sie aufgetaucht sind, spielt kaum eine Rolle. Von den Theoretikern Karl Bleibtreu, M. G. Conrad, H. und J. Hart, W. Arent und Andern ist nicht viel die Rede*). Und das schließlich auch mit gutem Grund. Sie haben doch mehr als Anreger gewirkt, als daß sie selbst schöpferisch tätig gewesen wären. Als solche haben sie allerdings großen Einfluß besessen, der auch auf Dichter, die ihnen ferner standen, von Bedeutung gewesen ist.

Da ist in erster Linie die soziale Dichtung jener Zeit zu nennen. Realismus und Sozialismus im weiteren Sinn sind von Natur Bundesgenossen. Das Lebensgefühl einer neuen Zeit, Wertung der Umstände, Ausblick auf Freiheit von erstarrten Bindungen, Leidenschaft zum vierten Stand als einem interessanten (und oft mehr als interessanten) Objekt des Studiums usw. verbinden beide. Die Gründung des Evangelisch-Sozialen Kongresses fällt in das Jahr 1890, das den „Webern" vorangeht. So ist es nur natürlich, daß die soziale Dichtung auch von der CW verfolgt wird, um so mehr als Paul Göhre, der 1888 als Hilfsredakteur eintrat, 1890 sein Buch schrieb: „Drei Monate als Fabrikarbeiter" und damit die Gabe bewies, dieser Dichtung mit Verständnis nachzugehen; aber auch Teichmann und von der Heydt stehen ihren Mann.

So macht Göhre auf Kretzers Bergpredigt aufmerksam und findet Jesus inmitten des Arbeiterelendes des Berliner Nordens erschütternd dargestellt. Von G. Hauptmann war schon die Rede. F. Avenarius kommt mit seinem „Leben" zu Worte, neben ihm W. Siegried, Ph. Langmann, Klara Viebig, Eines mehr, das Andere weniger sozialistisch. Schließlich zeigt Göhre ein Liederbuch der Sozialdemokratie an.

Aber man spürt doch das Zufällige dieser Beiträge heraus. Dieser und Jener wird genannt, wohl auch ausführlicher dargestellt, aber es ist nicht die Stetigkeit des Interesses. Die Hinweise lassen bisweilen eine gründliche Kenntnis dieser Dichtungsgattung vermissen, Zufälligkeiten häufen sich. Das wird mit der Zeit zur chronischen Krankheit der CW; wir werden ihr noch öfters begegnen, sehen aber auch den allzu berechtigten Grund hierfür. Darüber später mehr.

Eine zweite Erscheinung rein ästhetischer Art ist verständlicherweise auf weniger Beachtung gestoßen: der sogenannte konsequente Naturalismus von Arno Holz und Joh. Schlaf. So tief auch die durch „Papa Hamlet" hervorgerufene Wirkung gewesen ist (Hauptmann widmet ihm sein erstes Drama), in der CW hat man nichts davon verspürt. Da es nur eine artistische Angelegenheit war (Erfindung des Sekundenstils), hat die CW recht daran getan.

Auch eine dritte mittelbare Wirkung des Realismus (oder besser, eine Bewegung zu seiner Zeit entstanden), die Frauendichtung, inspiriert nicht sonderlich tief die CW. Nicht nur, daß wir Namen wie Helene Böhlau, Gabriele Reuter, Frieda von Bülow u. A. höchstens bei Buchanzeigen finden, sondern auch, wenn Frauendichtung in Borgis erscheint, so sind es fast durchweg Männer, die auf sie aufmerksam machen, von Charlotte Broicher, Maria Sell und Helene Christaller, auch Dora Rade abgesehen. Mrs. Humphry Ward mit ihrer poetischen Darstellung liberaltheologischer Probleme, Enrika Handel-Mazzetti, die, obwohl überzeugte Katholikin, doch nach E. Förster und Th. Preuß wundervolle, tendenzlose Poesie geschaffen hat, Maria von Ebner-Eschenbach („höchster Adel der Gesinnung, anschauliche

*) Hans Fischer (Kurt Aram. D H) setzt sich 1896 in einer Reihe von Aufsätzen energisch für sie ein und sucht sie von dem Vorwurf des Unsittlichen und Extravaganten zu reinigen.

Phantasie, Meisterschaft der Form, milde Resignation und wohltuender, wärmender Humor" — Joh. Weiß), Gertrud Prellwitz, deren Dichtung eine scharfe Diskussion zwischen R. Liebe und H. Schafft auslöst, und Ricarda Huch in ihrer klassischen Größe sind der CW wertvoll.

Kehren wir zu Sudermann zurück. Er wurde mit der Entwicklung des Realismus identifiziert, und die CW nahm ihn symptomatisch. So wundert es uns nicht, daß Rade im 17. Jahrgang schreibt: daß sich die CW an der Schönen Literatur desinteressiert hat, liegt einerseits an der Überfülle der theologischen Probleme, aber mehr noch an der Entwicklung der deutschen Poesie überhaupt. „Wir legten gern mit Liebe und Hoffnung aus, was erschien, und sahen lieber ernstes Streben auch im Unvollkommenen." Aber diese Hoffnung ist zu Schanden geworden. Der Realismus ist abgesunken zu nacktem Naturalismus, dem Milieu hoffnungslos ausgeliefert. Deshalb also hält man sich jetzt zurück. Bezeichnend dabei ist, daß Rade irrt, wenn er meint, die CW bringe nunmehr weniger Literatur. Nein, sie bringt ebenso viel wie in früherer Zeit. Und doch hat er recht. Denn der Ton ist ein anderer geworden. Wer sich einmal hingegeben hat, wird vorsichtig. Denn hingegeben hat sich die CW dem jungen Realismus. Hier fühlte sie — so kritisch sie auch im Einzelnen sein mochte — Geist von ihrem Geist, Herzhaftigkeit, Mut und Offenheit, Willen Probleme zu sehen und zu überwinden, Liebe zu Menschen.

So wird die Stellung eine andere. Man identifiziert sich nicht mehr wenigstens mit der Grundhaltung (fast jeder Aufsatz der ersten Jahrgänge begann mit dem Satz: Auch wir wollen die Wirklichkeit sehen wie sie ist, auch wir wissen, daß die Dinge und Menschen problematischer geworden sind), sondern man nimmt die kühle Haltung des Beobachters an, der in gewissen Abständen berichtet. Hierfür bietet sich aber als geeignete Form die der Sammelberichte an, und wirklich sehen wir, daß G. Stolterfoth und einige Jahre später A. Bonus Übersichten in Form von sogenannten Literaturbriefen geben. Geistreich, scharf, kritisierend, sympathisierend, aber immer über dem Stoff stehend, so nehmen Beide die Parade ab. Und was muß nicht alles passieren! Ausländer und Inländer, Sammelausgaben und Kulturphilosophen, Lyriker, Dramatiker und Epiker, je bunter, desto interessanter, in zwangloser Folge und heiterer Improvisation. Auf diese Weise hat man damals die Distanz zur Dichtung gewonnen. Ein Vergleich mit dem eklektizistischen Geist des Inselverlages stellt sich unwillkürlich ein.

Welche Dichter ziehen die CW in dieser zweiten Periode an? Von den ganz Unabhängigen abgesehen, die im Für und Wider des Realismus stumm geblieben sind, naturgemäß solche, die in seiner Nähe groß geworden, doch über ihn hinausgewachsen sind. An erster Stelle ist hier Richard Dehmel zu nennen. Er, wohl der bedeutendste Lyriker jener Zeit, entwickelt schon 1892 in einem Aufsatz der „Gesellschaft" die Forderung, den Naturalismus zu überwinden; der Dichter soll hinführen zu einer sittlichen Idee und sie verwirklichen; eine Zwecklosigkeit des künstlerischen Schaffens hat es nie gegeben; vielmehr führt die Zweckfülle hin zur „Erzeugung naturgemäßer Idealgestalten, die den sittlichen Kampf der Menschheit zu einer bestimmten Zeit, in einem bestimmten Volk bewußt oder unbewußt spiegeln." Dieses Programm verwirklichte Dehmel dann in den folgenden Jahrzehnten, und die CW hat sich gern unter den sittlichen Adel seiner Dichtung gebeugt. Heine sieht in den „Zwei Menschen" zwar kein Christentum, aber starke Sittlichkeit; zwei Jahre später hebt er noch stärker den grundlegenden Unterschied zwischen dem Ästhetentum der Andern und dem sittlichen Charakter des Dehmelschen Werkes hervor: „Dehmels Dichtung ist kein Ästhetentum, sondern eine Persönlichkeitskunst mit Welthorizont." Eindruck macht auch C. Flaischlen, dessen gesunde Kraft und sieghafte Zuversicht 1901 gerühmt werden; auch Helene Christaller ist von seinem lyrischen Vermögen und sonnenhaften Glauben angetan. Und schließlich M. Greif! Er wurde zwar von den Münchener Realisten zu den ihren gerechnet, gehört doch aber mehr zu den Stillen im Land, die von Tagesströmungen unbeeinflußbar ihren Weg gehen; natürlich zieht seine „edle Sprache, echte Poesie, hohe Begeisterung" an.

Immerhin, diese Auswahl erschöpft nicht den Reichtum dieser Literatur, die eine Korrektur der naturalistischen Geisteshaltung bedeutet hat. Von den Friedrichshagenern z. B. hören wir wenig. Die Naturtrunkenheit, Flucht aus der Steinwüste, verschwärmte Lyrik, innige Mystik der Bölsche, Br. Wille und Gebr. Hart sind nicht bis zur CW gedrungen. So etwas ist ihrem Naturell fremd. Dasselbe gilt von dem Natur-Mystiker Johannes Schlaf, der sowohl als kunstkritische Erscheinung (konsequenter Naturalismus) wie als Verfasser von „In Dingsda" und „Frühling" unbeachtet bleibt. Die CW ist eben ein lutherisches Gemeindeblatt gewesen!

Neben diesen, die in direkter Beziehung zum Realismus stehen, ja vielleicht ihre Bedeutung einer Reaktion auf seine Entartung verdanken, gibt es jene, die ihre eignen Kreise leben. Da ist vor Allem E. v. Wildenbruch. E. W. Mayer ist sein Anwalt. Er rühmt den Stil und Aufbau seiner Dichtung, seine Weltweisheit und Vaterlandsliebe. Wenn der Realismus es allzu arg trieb, dann war doch noch Wildenbruch da, an dem man seine Hoffnungen wieder aufrichten konnte. Wenn E. W. Mayer auch Manches an ihm kritisiert (kritiklos ist die CW nie gewesen), soviel ist sicher: „Wildenbruch gehört unter den modernen Dichtern zu den sympathischen Erscheinungen, weil in ihm das Organ für die Erfassung des Idealen doch nicht abgestorben ist." Ebenso schätzt ihn Heine.

Von den Wienern ist naturgemäß wenig die Rede. Die Kunst der Altenberg, Schnitzler, Hoffmannsthal, H. Bahr ist der CW immer fremd geblieben in ihrer süßen Melancholie, die sich selbst genießt, ihren überfeinerten Empfindungen, ihrem Mangel einer sittlichen Idee.

Hartford, Conn. Hans Schimmelpfeng

Ein Bild aus deutscher Vergangenheit

Briefe an Cotta. Das Zeitalter Goethes und Napoleons 1794—1815. Herausgegeben von Maria Fehling. J. G. Cottasche Buchhandlg. Nachf. 1925.

Es ist ein charakteristischer Unterschied deutscher und französischer Kultur, daß in Frankreich die Blüte der Literatur in der Folge der höchsten Entfaltung staatlicher Macht eintritt, während in Deutschland die klassische Periode poetischen Schaffens mit der tiefsten nationalen Erniedrigung zusammenfällt. Auf den heillosen Mißerfolg der Koalition von 1792 folgten zwei Jahrzehnte französischer Militärherrschaft, in denen die Deutschen teils unglücklich gegen Frankreich fochten, teils in stumpfer Resignation den französischen Fahnen folgten. Ein Bild aus dieser Epoche gibt die jüngst erschienene Veröffentlichung von Briefen, deren Empfänger der Buchhändler Johann Friedrich Cotta gewesen ist.

Die Zeit der großen Schriftsteller bringt auch große Buchhändler hervor. In der Epoche unserer klassischen Literatur haben Männer wie Friedrich Perthes im Norden und Cotta in Süddeutschland nicht nur die rasche Verbreitung bedeutender Werke vermittelt, sondern auch vielfach die literarische Produktion angeregt und ihr neue Wege gewiesen.

Cotta, geboren 1764, hatte nach Vollendung des juristischen Studiums mit 23 Jahren die väterliche Buchhandlung in Tübingen übernommen, die er später nach Stuttgart verlegte. Im Jahre 1794 knüpfte er die Verbindung mit Schiller an, der dann zwischen ihm und Goethe vermittelte. 1797, auf seiner Schweizerreise, war Goethe Cottas Gast. Damit begann die große Epoche der Buchhandlung. Neben den Philosophen Fichte und Schelling,

dem Historiker Johannes von Müller erscheinen unter den Korrespondenten nun auch die jüngeren Dichter, von Schiller eingeführt Hölderlin, dann Zacharias Werner, Baggesen, Ölenschläger, Jean Paul u. A. Naturgemäß betrifft ein großer Teil der Korrespondenz zwischen den Schriftstellern und dem Verleger geschäftliche Dinge. Ist es doch die schwache Seite des literarischen Berufs, daß der geistige Arbeiter seinen Lebensunterhalt in einer Form empfangen muß, die dem Wesen seines Schaffens widerspricht. Goethe empfindet es als „peinlich", „mit Personen, mit denen man nur in sittlichem Verhältnis zu stehen wünscht, über ökonomische Gegenstände zu handeln". Aber er ist nicht zaghaft in seinen pekuniären Ansprüchen. „Er rechnet auf ein derbes Honorar", schreibt Schiller bei Einleitung der geschäftlichen Beziehungen Goethes zu Cotta. Mit dem Erfolg seiner Werke steigert er seine Ansprüche. Besonders aber stellt er den guten Willen des Verlegers dadurch auf die Probe, daß er ihm bei Verheißung künftiger zugkräftiger Verlagsartikel zunächst die Publikation von Schriften zumutet, an denen das Interesse des Schriftstellers stärker ist als des Publikums. Um die Jahrhundertwende war Goethes Stellung in der öffentlichen Meinung noch nicht so, daß alles, was seinen Namen trug, des erwünschten Absatzes sicher gewesen wäre. Die Propyläen waren ein buchhändlerischer Mißerfolg, und auch bei Benvenuto Cellini, dessen Publikation Goethe zur Vorbedingung für die Lieferung poetischer Verlagsartikel machte, war Verlust vorauszusehen. Aber Cotta konnte solche Verluste tragen, weil der Faust in Aussicht stand. Schillers Honoraransprüche waren immer bescheiden. Öfters fand sich Cotta bewogen, zu dem vereinbarten Honorar einen freiwilligen Zuschuß dem Konto des Dichters gutzuschreiben. Jüngere Schriftsteller, deren Ruhm erst im Entstehen war, wurden durch Vorschüsse auf noch zu verdienende Honorare vom Druck der Sorge befreit und zu freudigem Schaffen befähigt.

Ein oft beklagtes Kreuz der Autoren ist die Kontrolle des Drucks. Die Verleger, die eigene Druckereien oder an ihrem Wohnorte feste Verbindungen mit Druckereien hatten, gingen nur ausnahmsweise darauf ein, daß der Druck am Wohnsitze des Autors stattfand. Dieser sah sein Werk nach Ablieferung der Handschrift erst in den Aushängebogen wieder. Für das Lesen von Korrekturen durch den Verfasser war die Postverbindung zu langsam. Die Reinheit des Drucks war daher durch die Sorgfalt der berufsmäßigen Korrektoren bedingt. Diese ließen aber viel zu wünschen übrig, so daß der Autor einen Schrecken bekam, wenn er sein Werk gedruckt wieder sah. Daher die oft seitenlangen Druckfehlerverzeichnisse in älteren Werken. Bei dem Druck des Cellini schreibt Goethe: „Die ersten neun Bogen sind angekommen. Druck und Einrichtung gefallen mir recht wohl, nur finden sich leider recht böse Druckfehler." „Führen Sie doch, wertester Herr Cotta, Ihren Korrektoren die Sorgfalt zu Gemüte, mit der ein Schriftsteller, der etwas auf seine Sachen hält, sein Manuskript durchgeht, um die Darstellung des Sinnes ins bessere und klarere zu bringen. Welche abscheuliche Empfindung ist es nun, wenn man sieht, daß der Leser durch solchen Widersinn gerade um den Genuß solcher Stellen gebracht wird, bei deren Bearbeitung man sich vielleicht lange verweilt hat." Goethes Klagen und Mahnungen wiederholen sich bei jedem Werke. Auch Jean Paul klagt über die Druckfehler, die ihm die Freude an seiner Arbeit verderben wie „Fliegen in einer Brautsuppe". Interessant ist es, daß Goethe sich gegen die Beigabe von Illustrationen zu seinen Dichtungen entscheidet. „Den Faust", schreibt er, „möchte ich nicht mit Illustrationen begleitet sehen, wenn sie auch noch so gut wären. Sie beschränken die Einbildungskraft des Lesers, die ich ganz frei erhalten möchte."

Die Briefe an Cotta zerfallen in zwei Abteilungen mit den Überschriften „Das geistige Deutschland" und „Das politische Zeitbild". Die Scheidung ist aber naturgemäß in bezug auf den Inhalt der Briefe nicht vorhanden. Wenigstens ist das „geistige Deutschland" an dem politischen Zeitbild stark beteiligt. Cotta, in der Universalität seines Strebens, wollte das politische und das literarische Interesse in gleicher Weise befriedigen und traute Schiller die Fähigkeit zu, beidem zu genügen. Im Frühling 1794, als Schiller mit seiner Frau längere Zeit in seiner Heimat verweilte, suchte ihn Cotta für seinen Plan einer großen politischen Zeitung zu gewinnen. Es war der erste Schritt auf dem Wege, der 1798 zur Gründung der „Allgemeinen Zeitung" führte. Wegen seiner „hinfälligen Gesundheit" und des „Mangels an Talent und Neigung für Politik" lehnte Schiller den Antrag ab und bewog vielmehr Cotta zur Herausgabe der „Horen". Aber die großen Hoffnungen, mit denen Schiller sie begann, wurden durch das Publikum enttäuscht, an dessen Fassungskraft und Strebsamkeit die Zeitschrift zu hohe Anforderungen stellte. „Wenn es Leser gibt", schreibt Schiller im September 1795, „die lieber die Wassersuppen in den andern Journalen kosten als eine kräftige Speise in den Horen ... so ist dieses freilich sehr übel. Für ein solches Publikum ist es mißlich ein Journal zu schreiben, an dem man selber Freude hat." Die Zeitschrift ging 1797 mit dem zwölften Stücke wieder ein. An ihre Stelle trat 1807 das „Morgenblatt", das weniger berühmte Mitarbeiter hatte, aber bis 1865 gelebt hat. Die große politische Zeitung, die Cottas Ehrgeiz war, erschien zuerst am 1. Januar 1798 unter dem Titel „Die neueste Weltkunde". Nachdem diese schon im September 1798, auf Beschwerden Österreichs und Rußlands bei dem Herzog von Württemberg, verboten war, trat die „Allgemeine Zeitung" an ihre Stelle, welche, nach mannigfaltigen durch die politischen Veränderungen bedingten Wechselfällen, im Jahre 1810 nach Augsburg übersiedelte und als „Augsburger Allgemeine Zeitung" jahrzehntelang die öffentliche Meinung Süddeutschlands beherrscht hat. Es ist bezeichnend für die deutsche Geistesart, daß ein so bedeutendes Organ nicht aus einer politischen Tendenz, sondern aus dem intellektuellen Bedürfnis nach Verständnis der Zeitgeschichte entstanden ist. Das deutsche Bürgertum, der Träger der deutschen Bildung, war fern von dem Gedanken, daß es selbst dazu berufen sein könnte, die politische Entwicklung des Vaterlandes zu bestimmen. Dazu war es zu sehr durch den Absolutismus zum Untertanensinn erzogen. In den staatlichen Verhältnissen wie in den Gemütern der Menschen war hier alles vorbereitet, in die Napoleonische Gewaltherrschaft widerstandslos einzugehen.

Die Briefe an Cotta enthalten sprechende Zeugnisse der Wirkung, welche Napoleon im persönlichen Verkehr ausüben konnte, wo es ihm darum zu tun war, Männer von Einfluß auf die öffentliche Meinung sich dienstbar zu machen. Am 6. Dezember 1806 schreibt der Historiker Johannes von Müller: „Napoleon hat mich mit einer unvergeßlichen anderthalbstündigen Unterredung beehrt und war zufrieden, so wie anderseits ich hingerissen." Einen Monat später schreibt er: „Ich kann nicht anders als die fortdauernde rücksichtsvolle Behandlung von seiten der Franzosen ungemein loben. Ich erwidere sie durch die aufrichtigste Anhänglichkeit an des Kaisers Person und die Bereitwilligkeit, auf die öffentliche Meinung so zu wirken, daß die Ordnung und Ruhe seines Reichs ohne die Herabwürdigung des Charakters der Menschen, sondern in Verbindung mit echter Freiheit und Geisteskultur befördert und sein Plan zur schönsten und wohltuendsten Konsistenz gebracht wird." Müllers am 29. Januar 1807 in der Akademie der Wissenschaften gehaltene Rede „La gloire de Frédéric", die in Preußen Ärgernis erregte, erschien von Goethe übersetzt im Morgenblatt. Natürlich wurde Müller sein rascher Gesinnungswechsel von den „heuchlerischen Patrioten" übelgenommen, so daß er auf seinen Reisen die Städte, wo er Bekannte hatte, mied. Er erwartet, was „durch Napoleon Gott über seine Tage verfügen wird". Von dem neuen König von Westfalen

nach Fontainebleau berufen, rühmt Müller, daß Jerome ihm „aufs zuvorkommendste mit der größten Auszeichnung" begegne. Die schweren Enttäuschungen, die Müllers letzte Lebensjahre trübten, sind in den Briefen nur angedeutet. Nach Müllers Tode nennt sein Bruder Johann Georg Müller den König Jerome einen „elenden Menschen ohne Wert" und beklagt die „Mißhandlungen" seines Bruders.

Goethes Eindruck von Napoleon ergibt deutlich der Brief an Cotta von 2. Dezember 1808: „Von so vielen Freunden und vorzüglich von Ihnen war ich überzeugt, daß sie lebhaften Anteil nehmen würden an dem, was mir gerade widerfahren, und ich will gern gestehen, daß mir in meinem Leben nichts höheres und erfreulicheres begegnen konnte, als vor dem französischen Kaiser und zwar auf eine solche Weise zu stehen. Ohne mich auf das Detail der Unterredung einzulassen, so kann ich sagen, daß mich noch niemals ein Höherer dergestalt aufgenommen, indem er mit besonderem Zutrauen mich, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, gleichsam gelten ließ und nicht undeutlich ausdrückte, daß mein Wesen ihm gemäß sei." Es läuft einem Deutschen noch heute kalt den Rücken herunter bei dieser Selbsterniedrigung des damals größten Deutschen vor dem Gewaltmenschen. Wenn aber die völlige Unmöglichkeit des Widerstands feststand, so ist es begreiflich, daß man sich der rein menschlichen Wirkung des Genies überließ, und daß diese sich gerade im Verkehr mit Männern von außerordentlicher Geisteskraft, die auf einem andern Gebiet wirkten, geltend machte. Das Schöpferische, in welcher Gestalt es auch auftritt, hat eine eigene Anziehungskraft, der ein empfänglicher Geist huldigt, auch wo er ihre Wirkung für Vaterland und Menschheit beklagen muß. Darum gelingt es niemals, politische Verhältnisse in einer Weise zu ordnen, die gegen Erschütterungen gesichert ist. Alle Vereinbarungen und Einrichtungen haben nur so lange Bestand, bis der Genius auftritt, dessen Kraft sich im Umsturz des Bestehenden ausleben muß. In Kriegen und Revolutionen zeigt sich dasjenige Element der Geschichte, das nicht Menschenwerk ist. Darin liegt die Grenze aller Rationalisierung der Staatenbeziehungen. Die Geschichte ist ihr Feind.

Die von Schiller abgelehnte Redaktion der Allgemeinen Zeitung wurde Ernst Ludwig Posselt übertragen, der, ursprünglich badischer Verwaltungsbeamter, schon als solcher durch historische Schriften populärer Art bekannt geworden war. Bei seinem Ausscheiden aus dem Verwaltungsdienste war er zum badischen Historiographen ernannt worden. Aus seinen Briefen sieht man, wie ihn vor allem die großen Ereignisse der Kriegsgeschichte beschäftigten, deren Verständnis er den Lesern der neuen Zeitung zu vermitteln suchte. Posselt hatte das Glück, persönliche Beziehungen zu Moreau zu gewinnen, von denen er sich Gewinn für seine Zeitung versprach. Als aber Moreau bei Napoleon in Ungnade fiel und ein Kriminalverfahren gegen ihn eingeleitet wurde, fürchtete Posselt, in dieses verwickelt zu werden; und da er ohnehin durch häusliches Ungemach psychisch leidend war, so endigte er sein Leben 1804, bei einem Aufenthalte in Heidelberg, durch einen Sturz aus dem Fenster. Die „Allgemeine Zeitung" hat den Charakter, nicht eigentlich Politik, sondern Zeitgeschichte zu treiben, bewahrt. In dem halben Jahrhundert von 1815 bis 1866 hat sie der herrschenden Macht Österreichs gedient, dabei aber ihren selbständigen Ehrgeiz in gründlicher Belehrung der Leser auf allen Gebieten befriedigt.

Treitschke spottet über die „kenntnisreiche politische Hilflosigkeit, welche den gebildeten Deutschen von den Nachbarvölkern traurig auszeichnete". „Er meinte alles zu wissen, da er über Peru, Schweden, Hinterindien genau unterrichtet war, und blieb doch fremd im eigenen Vaterlande, denn über den lebenskräftigsten der deutschen Staaten erhielt der Leser nur seltene, dürftige und in der Regel noch böswillige Berichte." Cotta hat aber auf dem Gebiete, auf dem allein in jener Epoche ein nationaler Fortschritt stattfand, in der Gründung des Zollvereins, eine auch von Treitschke anerkannte, höchst segensreiche Vermittlertätigkeit entfaltet.

Was in den Briefen an Cotta am meisten zum Herzen spricht, ist das Bild Schillers. Der Eindruck seiner eigenen Briefe wird ergänzt durch die Briefe seiner Witwe, die gleich mit seinem Tode einsetzen. Sie geben ein reines Spiegelbild von Schillers Wesen, seiner makellosen Reinheit und hohen Idealität. Ergreifend schildert Charlotte die wunderbare Spannkraft seines Innenlebens: „Wie gelang es seinem Geiste, nach jedem schmerzlichen Anfall über die Leiden zu siegen. Es waren erhebende Momente, wenn ein Krampfanfall vorüber war, wie da sogleich sein Geist geschäftig war und sich aussprach und so das Übel wieder vergessen ließ. Von der höchsten Angst kam man oft zu dem reinsten Gefühl seiner selbst und der menschlichen Zufälle. Und das Leiden verschwand." Wir fühlen mit der trauernden Gattin „die ewige Sehnsucht, dies Vermissen seines Geistes, der mir die Welt mit ganz andern Farben beleuchtete, in dessen Liebe ich mein Dasein fand, über Welt und Schicksal mich erhaben fühlte in seiner Nähe". „Nur ganz einsam kann ich seine Stücke lesen, aber da ist es mir auch der höchste Genuß und ich fühle die heilige, mir nie entweichende Nähe dieses geliebten Geistes mit Trost. Wir können ihn nie verlieren, wenn wir uns selbst treu bleiben, und die Stimme immer aufzufassen vermögen, die so gewaltig in unserm Innern sich ausspricht." Es ist ein schönes Zeugnis für Cottas Persönlichkeit, wenn Charlotte schreibt: „Mit Ihnen kann ich über Schiller sprechen, wie mit wenigen Menschen sonst." Aber sie rühmt auch Frau von Staëls Würdigung Schillers in ihrem Buche „De l'Allemagne": „Sie hat ihn sehr zart und treu aufgefaßt und sein Bild steht lebendig da." Noch heute, da längst ein Jahrhundert seit Schillers Tode verflossen ist, fühlt man die tiefe Wehmut dieses frühen Scheidens, zugleich aber auch den stolzen Trost: Er war unser. An seinem Bilde wird sich die deutsche Seele in jedem schweren Schicksal aufrichten.

Das Bild aus deutscher Vergangenheit, das die Briefe an Cotta bieten, zeigt keine Spur von demjenigen Faktor der deutschen Geschichte, der die Katastrophe des alten Reichs überlebt hatte. Schon in dem Verzweiflungskampfe von 1806 kämpften im preußischen Heere die Männer, welche dazu berufen waren, den Geist von Heer und Staat zu erneuern, und, als die Zeit erfüllt war, über Leipzig nach Paris zu marschieren. Der Staat, an dem Johannes von Müller verzweifelte, zeigte in seiner tiefsten Erniedrigung seine unzerstörte Lebenskraft. Der Gegensatz zwischen Preußen und den Gegenden Deutschlands, die man damals „das Reich" nannte, gehört zum Charakter der deutschen Geschichte. Auch die nationale Entwicklung des 19. Jahrhunderts hat ihn nicht vollständig überwunden. Wenn man aber das Deutschland unserer Tage mit dem der Briefe an Cotta vergleicht, so spürt man doch das Werden einer deutschen Staatsgesinnung, welche die freie Entfaltung des deutschen Geisteslebens und die zielbewußte Anspannung der nationalen Kraft in sich vereinigt. Bismarcks Werk ist doch nicht vergeblich gewesen.

Heidelberg Friedrich Curtius

Bücher und Schriften

Bilderatlas zur Religionsgeschichte. Herausgegeben von D. Hans Haas. Leipzig, A. Deichert. 8. Lieferung: Die Ainu und ihre Religion. 32 Tafeln mit 101 Bildern und 3 Karten; 18 S. einleitender Text von H. Haas. 1925. 10 M. Ausgabe auf Kunstdruckpapier. 15 M.

9./11. Lieferung: Die Religionen in der Umwelt des Urchristentums. 50 Tafeln mit 193 Bildern; 22 S. einleitender Text von J. Leipoldt. 1926. 12.80 M.

Diese beiden neuen Hefte stellen sich den früher erschienenen ebenbürtig an die Seite. Das erstere behandelt die Urbevölkerung Japans, ein merkwürdiges schriftloses Jäger- und Fischer-

volk, das, von oberflächlichen Reisenden als religionslos ausgegeben, tatsächlich außer einem reichen Zauberglauben auch eine polytheistische Naturreligion besitzt, in der besonders der Bärenkult eine Rolle spielt.

Noch interessanter und lehrreicher ist das Heft von Leipoldt, das neben dem früheren über Ägypten den eigentlichen Glanzpunkt des gesamten Werkes darstellt. Behandelt es doch die Religionen des ausgehenden Altertums, die dem jungen Christentum zeitlich und örtlich, vielfach auch sachlich nahe stehen, und deren Bedeutung für sein wissenschaftliches Verständnis die religionsgeschichtliche Forschung der letzten Jahrzehnte erkannt hat. Nach alten Münzen, Reliefs, Skulpturen, Malereien tritt uns da alles im Bilde entgegen: aus Ägypten die Kulte des Osiris, Serapis, der Isis; der schöne im Nil ertrunkene Jüngling Antinous, dem auf Anordnung Hadrians göttliche Verehrung zu Teil wurde; Amulette mit den Namen Jao (Jahwe), Jesus, Gabriel, Abraxas usw.; aus Syrien und Kleinasien Mancherlei von den Kulten des Attis, Adonis, der Kybele, des Zeus von Doliche, des Sabazios; aus Griechenland endlich die bakchischen Weihen, eleusinische Mysterien, Unterweltsdarstellungen — ein unendlich weit zerstreutes, vielfach schwer zugängliches und zu einem Teil bisher überhaupt nicht veröffentlichtes Material, das in diesem Umfang kaum dem Fachmann bekannt sein dürfte, und das doch jeder Theologe kennen sollte. Besserem Verständnis der Bilder dient auch hier die sachkundige Einleitung. Griechische, römische und Mithrasreligion, die hier ganz oder größtenteils ausgeschlossen blieben, sollen mit eigenen Heften bedacht werden.

Walter Baumgartner

Einleitung in das Alte Testament. Von Ernst Sellin. Vierte, neu bearbeitete Auflage. Leipzig, Quelle und Meyer 1925. 176 S. Geb. 6.80 M.

Als dieses Buch 1910 zum erstenmal erschien, wirkte es wegen seines starken Gegensatzes zu den herrschenden Anschauungen wie eine Sensation. Cornill, der Verfasser der damals verbreiteten Einleitung, fühlte sich persönlich herausgefordert und schrieb eine Gegenschrift „Zur Einleitung ins Alte Testament“; auf die ihm Sellin die Antwort unter demselben Titel nicht schuldig blieb. Diese beiden Streitschriften des Jahres 1912 sind heute noch ein lehrreiches Dokument jener Gärungszeit innerhalb der alttestamentlichen Wissenschaft, die der Schule Wellhausens das Feld, das sie um die Jahrhundertwende fast ganz beherrschte, strittig zu machen begann, indem die Erschließung des Alten Orients und eine neue literargeschichtliche Betrachtungsweise manche Ergebnisse einer virtuos ausgebildeten, aber vielfach überspannten literarkritischen Analyse der alttestamentlichen Bücher in Frage zogen. Allerdings ließ Sellins Neigung, die einzelnen Schriften möglichst hoch zu datieren — ein Erbe aus der Orthodoxie — den rein wissenschaftlichen Gegensatz zwischen älterer und neuerer Methode nicht ganz ungetrübt zur Geltung kommen.

Wenn heute Sellins Einleitung bereits in vierter Auflage vorliegt, so verdankt sie das fraglos nicht bloß dem Umstand, daß Cornill seit 1913 nicht mehr aufgelegt wurde. Lebendige Darstellung des an sich etwas spröden Stoffes und geschickter Wechsel von Groß- und Kleindruck machen sie weit lesbarer, als es Cornill mit all seiner Gründlichkeit gewesen war; und die öfteren Neuauflagen ermöglichen es, mit der Forschung Schritt zu halten und sie selbständig weiterzuführen. Auch dadurch, daß — bei aller Wahrung des Standpunktes im Ganzen — manch unhaltbare Position fallen gelassen wurde, gewann das Buch von Auflage zu Auflage. So leistet es nicht bloß zur Einführung sehr gute Dienste, sondern bedeutet zugleich auch in Manchem eine Förderung und Anregung für die Forschung selber. Der Leser tut freilich gut, im Auge zu behalten, daß die Ansätze für 1. Mose 14, Dekalog, Bundesbuch und manch anderes Stück noch immer wesentlich höher sind, als vielen Fachgenossen gerechtfertigt erscheint.

Walter Baumgartner

Einführung in das Alte Testament. Von Johannes Meinhold. Zweite völlig neubearbeitete Auflage. Gießen, Töpelmann 1926. 350 S. 7.40, geb. 9 M.

Daß diese Einführung innerhalb sieben Jahren schon die zweite Auflage erlebt, zeigt, wie sehr sie einem vorhandenen Bedürfnis entgegenkommt. Nicht ein Paukbuch für das Examen will sie ja sein, sondern in geschickter Verflechtung von Einleitung, Geschichte und Theologie die Hauptprobleme der alttestamentlichen Forschung herausarbeiten und den Blick des Lesers auf die großen Hauptsachen richten. Ich wüßte tatsächlich kein anderes Buch, das in gleichem Maße geeignet wäre, ebensowohl den Studenten in dies Gebiet einzuführen, wie dem schon im Amte stehenden Theologen es zu ermöglichen, sich rasch über die Fortschritte der Wissenschaft, über die aktuellen Probleme, die neuesten Hilfsmittel zu orientieren. Selbst allgemeine Fragen, ob Kenntnis des Hebräischen für den Theologen notwendig ist, ob das Alte Testament noch zum Christentum gehört, kommen zur Behandlung. Die neue Bearbeitung, die es sich angelegen sein ließ, das Buch auf der Höhe der Forschung zu halten und auch im Einzelnen zu bessern und zu vervollständigen, ist um zwei Bogen gewachsen und gibt nun auch über die neuesten Streitfragen Auskunft, über den Streit um das Deuteronomium, die Sinai-Inschriften, Mowinckels epochemachende Psalmenstudien usw. So kann man dem Buch nur recht viele sorgfältige Leser wünschen.

Walter Baumgartner

Tage für evangelische Kirchenmusik

Frankfurt a. M. vom 6.—13. Juli

1. Die Ausstellung

Die „Tage für evangelische Kirchenmusik von der Reformation bis zur Gegenwart“ standen ebenso wie die ihnen vorausgehende „Woche für katholische Kirchenmusik“ im Rahmen der großen Veranstaltung, die zur Zeit Frankfurt beherrscht: des Sommers der Musik, verbunden mit der Internationalen Ausstellung „Musik im Leben der Völker“. In diesem Rahmen waren die Tage eine der zahllosen Darbietungen, mit denen dieser „Sommer“ die Aufnahmefähigkeit des Publikums auf die Probe stellt. Sie treten hervor aus dem gleichbleibenden, bunten Hintergrund einer Ausstellung, die zu besuchen kaum einer der Teilnehmer versäumt haben wird.

Es wäre aussichtslos, hier ein Bild dieser Ausstellung geben zu wollen. Von dem fellüberspannten Kürbis bis zur 52 Register-Orgel gibt es kein Musikinstrument, das nicht, zum mindesten in seiner Art, vertreten gewesen wäre. Aber gerade deshalb gab es auch für den kirchenmusikalisch Interessierten viel zu sehen und zu lernen. Handschriften — darunter viele in der künstlerischen Ausführung beachtliche — der ältesten kirchlichen Gesänge, Chor- und Meßbücher, Motetten und Passionen bis hin zu den ersten Drucken der reformatorischen Kirche. Handschriften und Erstdrucke der Orgelmusik vor und nach Bach, der geistlichen Musik unserer Klassiker, der Romantiker und so fort bis zu den Neuesten. Einen ähnlichen Überblick freilich nur über einen Ausschnitt der Kirchenmusik gibt die Gesangbuchsammlung der Berliner Staatsbibliothek, die einen Raum in der Gruppe deutscher Länder und Musikstädte einnimmt und in reichem Material von dem Flugblatt und Gesangbuch der Reformation über das pietistische Gesangbuch bis zu den voluminösen Ausgaben des Rationalismus führt. In der gleichen Gruppe ehrt Leipzig die Reihe seiner Thomas-Kantoren, die von Georg Rhau bis zu Karl Straube meist über die Grenzen ihrer Stadt hinaus Bedeutung für das kirchenmusikalische Leben in Deutschland gehabt haben, um von J. S. Bachs Bedeutung über die Grenzen Deutschlands hinaus zu schweigen. In den Räumen für Musikpflege in der Gegenwart stellt das Landeskirchenamt Frankfurt Kirchenmusikalische Schriften aus, die wichtige Veröffentlichungen in Kirchenmusik-Geschichte, Liturgik und Chorwerken im — wenn auch nicht vollständigen — Überblick darstellen. Wenn ich noch aus den Gruppen des Instrumentenbaus die historische Orgelsammlung der Firma Walcker nenne, die auch die 52 registrige Orgel des J. S. Bach-Saals aufgebaut hat, ferner die außerordentlich instruktive historische Sammlung der Pianofirma Neupert, die Lehmformen und mancherlei Arbeiten bei der Entstehung der Glocke, dann habe ich nur einen einzigen Faden aus dem Gewebe der Ausstellung verfolgt.

2. Die Vorträge

Die Zusammenstellung der Redner bei dieser Darstellung evangelischer Kirchenmusik muß als glücklich bezeichnet werden. Es sind Männer, die kirchenmusikalisches Wissen verbinden mit dem Wissen um unsern Abstand von der klassischen Zeit protestantischer Kirchenmusik. Als Vertreter der älteren Generation Smend-Münster und Wolf-Berlin, als Jüngere Moser-Heidelberg und Gurlitt-Freiburg.

Julius Smend sprach unter dem Thema „Die evangelische Kirchenmusik im Wandel der Zeiten“ über den Wandel des Gottesdienstbegriffs in der evangelischen Kirche. Als wegweisende Gestalten griff er heraus Luther, dessen Stellungnahme widersprechend sei, je nachdem, ob er als Prophet oder als Künstler spreche, der aber stets der Kunst ihre dienende Stelle im Gottesdienst zuerkenne; Spener, den Seelsorger, prosaisch und unkünstlerisch, der den Grund zur Alleinherrschaft der Predigt im Gottesdienst lege; und endlich Schleiermacher, der durch seine Überwindung des Pietismus und Rationalismus im Begriff des Gottesdienstes als Feier eine neue Betätigung der Musik erst wieder ermöglicht habe.

Johannes Wolf berichtete „Aus der Geschichte der großen Kantoreien“, der kurz nach der Reformation aufblühenden aus Schülern und Bürgern gebildeten Sängervereinigungen, die lange Zeit die Hauptpflegestätten kirchlicher Musik gewesen sind. Wir hören von der Kantorei Wittenberg und ihrer Bedeutung für die ersten reformatorischen Gesangbücher, von der bedeutenden Thomaskantorei in Leipzig, von den übrigen sächsischen Kantoreien, von Nürnberg, von Hamburg mit seiner Orgelkultur und seinen Verdiensten um das Gesangbuch, von Riga, wo der Verfall zwischen 1775 und 1880 besonders deutlich verfolgt werden kann. Die Grundlage dieser Kantoreien sei die Zusammenarbeit von Kirche und Schule gewesen, an deren Fehlen alle noch so verdienstlichen Neugründungen leiden, wie der Berliner Domchor oder das Institut für Kirchenmusik.

Hans Joachim Moser sprach über „Das geistliche Volkslied“. Er versteht hierunter das geistliche Lied, das in seiner Melodie eigenständig ist und nicht erst durch eine harmonische Begleitung lebt, das dazu schlicht ist, von Jedem singbar, und im Inhalt allgemein gültig und verbindlich. So gehören in das Thema Lieder von dem Kyrie des Allerheiligengesangs bis zu den Chorälen der Reformationszeit. Moser nennt die ihm für den evangelischen Gottesdienst wichtigsten: das Kreuzfahrerlied „In Gottes Namen fahren wir“, Heinrich Lausenbergs „Ich wollt', daß

ich daheime wär", das Lied vom Hausstand „Wohl dem, der in Gottes Furcht steht", das Kölner Adventslied „O Heiland, reiß die Himmel auf", die Sterbelieder „Wenn mein Stündlein vorhanden ist" (Nik. Herman) „Nun lasset uns den Leib begraben" (Mich. Weiße), nicht zu vergessen die echten geistlichen Volkslieder Luthers. Aus diesen sollte ein neues Gesangbuch bestehen, weil dies wahre Lieder sind, die sich von selbst einsingen, und weil sie nicht wie neuere sogenannte geistliche Volkslieder weich und süßlich, sondern streng und fromm sind.

Waren diese Vorträge Mitteilung von Material mit dem Zweck, die Lage der Kirchenmusik in der Gegenwart zu verstehen und womöglich zu fördern, so bedeutete der Vortrag von Wilibald Gurlitt eine Klärung der hierbei immer mit vorausgesetzten, aber nie zum Thema gemachten Schwierigkeit unserer gegenwärtigen Lage. Er spricht über „J. S. Bach als Barockmusiker", und das heißt für ihn: als Musiker zwischen Mittelalter und Neuzeit. Auf der einen Seite die mittelalterliche Musikauffassung, in der nur die himmlische Musik Realität hat und alle irdische nur als Organum einer überirdischen Harmonie; wie die hl. Cäcilia auf Raffaels Gemälde ihr Organum, die kleine Handorgel, fallen läßt, um der Engelsmusik zu lauschen, zu der sie emporschaut. Auf der anderen Seite die idealistische Musikauffassung, die in Beethoven ihren bedeutendsten Vertreter gefunden hat: eine Musik des freien Willens, aus eigener Kraft; eine Musik, die nicht mehr dem Gottesdienst dienen, sondern selbst Gottesdienst sein will. Zwischen beiden Bach, bei dem sich zwar Ansätze des Neuen finden, der aber erst dann verstanden wird, wenn man sieht, daß er nichts will als Gott dienen und predigen von der Erlösung des Menschen durch Gott. Während das Thema von Beethovens Missa solemnis „der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir" sei — ein Wort, das Beethoven bezeichnender Weise auf seinem Schreibtisch stehen hatte —, sei Thema von Bachs Hoher Messe die endzeitliche Vision des Kommens des Gottesreiches.

Was dieser Unterschied für uns heute bedeutet, ist ohne Weiteres deutlich. Es brauchte nur noch gesagt zu werden, wo wir heute stehen: daß wir heute mit der gleichen Ausschließlichkeit in ästhetischen Kategorien leben wie Mittelalter und Reformation in religiösen. Und daß protestantische Kirchenmusik sich uns nur und erst erschließt in ihrem Grundthema: Fides est ex auditu, Der Glaube kommt aus dem Hören, nämlich des im Glauben ergriffenen Gotteswortes.

3. Die Musik

Dem Gang der Vorträge von der Reformation bis zur Gegenwart entsprachen die musikalischen Darbietungen. Sie standen durchweg auf ausgezeichneter Höhe. Waren doch Chöre wie die Leipziger Thomaner unter Karl Straube, der Hamburger Michaelis-Chor unter Alfred Sittard, zum ersten Male in Deutschland auch ein hervorragender schwedischer Chor, von St. Engelbrecht in Stockholm, unter Musikdirektor David Ahlén zur Mitwirkung gewonnen.

Im Mittelpunkt stand J. S. Bach mit der Hohen Messe in H-Moll und den Kantaten der Thomaner: „Der Geist hilft unsrer Schwachheit auf" mit dem tröstlichen Zwiegespräch: Wir wissen nicht, was wir beten sollen — Der Geist hilft, Der Geist hilft; „Jesu, meine Freude", die Motette vom Sieg des Geistes über den alten Drachen; „Singt dem Herrn ein neues Lied" mit seiner Schlußfuge Lobe den Herrn!

Auch an der Orgel kam Bach entsprechend zu Wort. Ebenso in den musikalisch reichen Festgottesdiensten und in dem freudig aufgenommenen allmittäglichen Turmblasen der Dresdener Posaunenmission am alten Römerberg.

Im Vordergrund des Interesses standen zwei moderne Tonkünstler, die ich nicht übergehen darf. Einmal der Straubeschüler Kurt Thomas mit seiner Markuspassion. Das Werk machte starken Eindruck. Textlich an die alte Form der Passionsmusik angelehnt, steht zwischen Eingangs- und Schlußchoral nur der schlichte Text des Evangeliums, ohne irgendwelche Einschübe, musikalisch sich steigernd bis zum letzten Satz: „Wahrlich, dieser Mensch ist Gottes Sohn gewesen."

An zweiter Stelle muß Walter Courvoisier genannt werden. Seine Lieder für Altstimme mit Orgelbegleitung sprechen unmittelbar zu den Hörern und zwingen sie zu den Gedanken der alten Lieder.

Auch damit ist nur ein kleiner Ausschnitt umrissen, der aber die charakteristischen Linien erkennen läßt: den Willen, durch die Besinnung auf das klassisch protestantische Musizieren und seine Grundlage auch in der Kirchenmusik zu neuer Betätigung zu kommen. Hierfür waren die Frankfurter Tage ein bezeichnender Ausdruck, gerade auch durch ihre Stellung im Rahmen dieses „Sommers der Musik" und seiner Ausstellung.

Marburg Wilhelm Wolff

Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage

Die undurchsichtige Lage — Tagung der Gesellschaft für soziale Reform in Hamburg — Die Hamburger „Produktion" — Raiffeisen

Die Wirtschaft wird getragen von bestimmten untereinander verschiedenen, aber an manchen Punkten ineinander übergreifenden Wirtschaftskreisen. Das moderne Mittel, sich machtvoll zu behaupten und an Geltung zu gewinnen, ist für sie der organisatorische Zusammenschluß. So haben sich zusammengeschlossen die Arbeitgeber und Arbeitnehmer als die vielleicht wichtigsten Organisationen, außer ihnen wieder für sich besonders bestimmte Kreise der Schwerindustrie und Fertigindustrie in Syndikaten und Trusts, ferner der Groß- und Kleinhandel, die Landwirtschaft und das Handwerk. Nur ein wichtiger Wirtschaftskreis steht erst in den Anfangen der Organisation und will darin nicht recht fortschreiten: das ist die Konsumentenschaft. Soweit sie dem Bürgertum angehört, wollen Zusammenschlüsse überhaupt nicht gelingen. Die individualiste Grundhaltung, die Verschiedenheit des Geschmacks, der Mangel an Gemeinwille macht es darum gänzlich wehrlos gegen die organisierten Wirtschaftsverbände. Ein Käuferstreik von einiger Wirksamkeit gehört ins Reich des Unmöglichen. Wir leben heute zweifellos in einer Zeit der Überteuerung der notwendigsten Bedarfsartikel, so z. B. von Neubauwohnungen, Brot, Fleisch, Gemüse und Obst. Auch der Staat ist machtlos dagegen; die Preisabbaubemühungen der Regierung Luther hatten keinen Erfolg gezeitigt, und seit Beginn dieses Jahres zeigt der Großhandelsindex aufsteigende Tendenz. All dem stehen Verbraucherschaft und Staat machtlos gegenüber. Wie da die vielen Familien mit Einkommen zwischen 100 und 200 Mark „leben", muß allgemeines Rätsel sein. Der Erfolg aber ist, daß sich der Groll mehr und mehr häuft. Viele Arbeiter haben, wie ich aus Gesprächen feststellte, den Eindruck einer großen gesetzgeberischen Geschäftigkeit von Regierung und Parlament, die aber in Wahrheit nichts bessert. Der gehäufte Groll bedarf nur des Funkens, um sich, wie in Wien, in sehr betrüblichen, aber um so furchtbareren Explosionen zu entladen. Trotz starken Rückgangs der Arbeitslosenziffer*), trotz belebten Geschäfts bin ich nicht in der Lage, mich dem viel verbreiteten sozialen Optimismus hinzugeben. Die erarbeiteten Werte schlüpfen irgendwo unter und wirken sich nicht bis zum Verbraucher aus. Aber wo sie unterschlüpfen, das ist die Frage.

Eine Bestätigung dieser Auffassung waren mir die Verhandlungen der „Gesellschaft für soziale Reform", die Ende Juni in Hamburg stattfanden. Der erste Tag war ausgefüllt durch die Erörterung des Problems, inwiefern in der heutigen Lage eine Erhöhung der Löhne die Kaufkraft stärken, damit die Absatzflauheit beheben und zu einem Aufschwung der Wirtschaft führen könne. Die Professoren Lederer-Heidelberg und Brauer-Karlsruhe hatten die Hauptreferate. Unwidersprochen wurde festgestellt, daß durch schnelle und einschneidende Rationalisierung die Leistungskapazität unserer Industrie stark gewachsen sei, sie sich aber weder in höheren Löhnen, noch in einer Verbilligung der Erzeugnisse, also in einer Erhöhung des Reallohnes ausgewirkt hätte. Die Arbeiterschaft und Verbraucherschaft warte vergeblich darauf. Man vertröste sie auf den Abschluß des Rationalisierungsprozesses, allein sie wolle und könne mit Recht nicht mehr weiter warten. Als Ursache wurde von Lederer angegeben die Tatsache, daß sich im heutigen Wirtschaftsprozeß irgendwo eine Hemmung, eine Bremsung vollziehen müsse; denn in einer völlig freien Wirtschaft müßte sich die höhere Produktivität gleichzeitig in höherer Kaufkraft auswirken. Und diese Bremsung sieht Lederer bei den Unternehmern, die sich zu Kartellen und Syndikaten zusammengeschlossen haben zwecks Regulierung der Absatzpreise so, daß sie einen entsprechenden sicheren Ertrag hereinbringen, also zwecks Sicherung der Rentabilität, die sich in diesem Falle in der Akkumulation des Kapitals zeigen muß. Diese sei an sich nötig, aber es bestehe die Gefahr, daß zu viel akkumuliert und zu wenig in Reallöhnen verausgabt werde. Durch diesen Umstand werde die Kaufkraft der Bevölkerung gelähmt, der Absatz stockt, die Leistungskapazität der Produktionsmittel kann nicht voll ausgenützt werden, das in ihnen investierte Kapital liegt still und verteuert die Ware. Man darbt bei vollen Schüsseln, d. h. trotz der vorhandenen hochrationalisierten Produktionsfaktoren. Das sei die heutige Situation, und es frage sich, ob man nicht durch Erhöhung der Löhne über den toten Punkt hinwegkommen könne. Brauer befürwortete eine spekulative Lohnerhöhung für solche Betriebe, die die sichere Gewähr einer zukünftigen erhöhten Produktion böten, außerdem die Einsetzung einer aus Unternehmern, Arbeitern und Nationalökonomen bestehenden Kommission, die Unterlagen schaffen und die tatsächliche Höhe der derzeitigen Akkumulation feststellen solle. Denn er wie Lederer sagten — worauf ich nicht müde werde, hinzuweisen —, daß man infolge der Geheimwirtschaft der Betriebe zu wenig über ihren geschäftlichen Stand authentisch wisse. Die Vertreter der Arbeitgeber aber schoben die Tatsache, daß sich die Rationalisierung nicht in den Löhnen und Preisen auswirke, teils auf die Reparationslasten (wobei sie sich aber sagen lassen mußten, daß diese bisher aus Anleihen, nicht aus Beiträgen der Industrie beglichen worden seien, also keine Ursache der Verteuerung gewesen sein können), teils schoben sie die Schuld auf das Gebahren des Groß- und Kleinhandels, auf dessen Wegen die Errungenschaften der Rationalisierung wieder verloren gingen — welcher Grund meines Erachtens durch die Versammlung zu wenig beachtet wurde, denn er scheint mir ein sehr wichtiger zu sein.

*) Die Arbeitslosigkeit hat stark abgenommen. Am 1. Juli wurden 541 270 Personen unterstützt, gegen 595 331 am 15. Juni und 649 000 am 1. Juni. Die verschiedenen Gewerbe haben nicht alle und nicht gleichmäßig am Rückgang teilgenommen. So hatten an der Verbesserung der Lage Anteil der Bergbau, das graphische Gewerbe, die Holzarbeiter, die Metall- und Textilarbeiter, eine Verschlechterung der Beschäftigungsmöglichkeit zeigen die Gärtner, die Hut- und Lebensmittelarbeiter, die Maler, die Schuhmacher und die Sattler.

Der zweite Tag beschäftigte sich mit dem Thema der „Selbstverwaltung in der Sozialpolitik". Da gab der Reichstagsabgeordnete Erkelenz mit seinem auf Selbstverantwortung drängenden sittlichen Pathos den Ton an. Er wollte nicht plötzlichen Abbau der staatlichen Sozialpolitik, wohl aber meinte er, daß wir auf dem Punkte angelangt seien, wo die staatliche Zwangsversicherung nicht mehr weitergetrieben werden dürfe, vielmehr den Versicherten selbst mehr Raum zur Selbstverwaltung und Selbstverantwortung gewährt werden müsse. Sowohl der Arbeitgebervertreter, wie auch die Debatte, in die hohe Sozialversicherungsbeamte eingriffen, gaben Erkelenz in seiner Tendenz recht, wenn er sich auch einige Richtigstellungen gefallen lassen mußte und man an dem sich bisher sozial segensreich auswirkenden staatlichen Zwangsversicherungssystem festhalten wollte. — Die ganze Tagung ergab zwar keine festen Resultate, war aber äußerst lehrreich für den, der sich die Erforschung der sozialen Lage angelegen sein läßt. (Einen ausführlichen Bericht wird die Zeitschrift des Evangelisch-Sozialen Kongresses „Evangelisch-Sozial" in der nächsten Nummer von mir bringen.)

Die „Gesellschaft für soziale Reform" betrachtet es seit 26 Jahren als ihre Aufgabe, durch ihre Willensäußerungen auf die staatliche Gesetzgebung einzuwirken, um gewisse soziale Übelstände zu beseitigen. Allein, wie gesagt, der Staat ist in wichtigen Stücken gegen die kapitalistische Wirtschaft machtlos. Letzten Endes sind Staat und Nationalökonomie auf den guten Willen der großen Unternehmer angewiesen, daß sie ihr statistisches Material zur Verfügung stellen und Enqueten in ihrem Betrieb zulässt. Darum ist der Staat nicht imstande, die Verbraucher wirksam gegen Ausbeutung durch die Produzenten oder durch den Groß- und Kleinhandel zu schützen. Da gibt es nun allerdings ein Mittel, diese Aufgabe durchzuführen, nämlich durch wirtschaftliche Selbsthilfe der Verbraucher selbst im genossenschaftlichen Zusammenschluß. Er kann sein Ziel auf doppelte Weise erreichen: einmal durch gemeinsamen Großeinkauf und Absatz in eigener Regie so, daß der abfallende Gewinn an die Mitglieder der Genossenschaft verteilt wird, also durch Ausschaltung des Kleinhandels. Ferner durch die Produktion lebensnotwendiger Bedarfsartikel, so daß die Genossenschaft auch von der kapitalistischen Produktionsweise unabhängig wird. Beides ist in der bisher erfolgreichsten und umfangreichsten Genossenschaft vereinigt: in dem Hamburger Konsum-, Bau- und Sparverein „Produktion". Der Gedanke, daß kleine kapitalschwache Leute innerhalb der kapitalistischen Wirtschaft sich nur wieder durch Kapital, und zwar eigene, durch Zusammenlegen entstandene Kapitalkraft helfen können, ist alt und geht etwa auf die Mitte des 19. Jahrhunderts zurück. Den ersten Konsumverein dürften einige 20 arme Flanellweber in Rochdale in Mittelengland kurz vor Weihnachten 1844 gegründet haben. 1913 gab es in England etwa 1428 Vereine mit 2 542 532 Mitgliedern, einem Jahresumsatz von 1 437 228 000 und eigenen Betriebsmitteln im Werte von 675 650 000 Mark; in Deutschland etwa 1449 Vereine mit 1 473 740 Mitgliedern, einem Jahresumsatz von 413 Millionen und eigenen Betriebsmitteln im Werte von 46 Millionen Mark. Konsumvereine sind über die ganze Welt verbreitet; man zählte 1913 mindestens 12 307 mit 6½ Millionen Mitgliedern, einem Jahresumsatz von 2½ Milliarden und eigenen Betriebsmitteln von 776,5 Millionen Mark. Genaueres ist zu finden im Handwörterbuch für Staatswissenschaften, außerdem bei Robert Wilbrandt: Sozialismus, Jena 1919, S. 89 ff. Ich will aber keine Abhandlung über die Entwicklung der Genossenschaftsbewegung schreiben — sie müßte sehr umfangreich werden — sondern die Ergebnisse schildern, die ich mit 24 Marburger Studenten von einer sozialethischen Studienfahrt nach Hamburg, wo wir u. A. auch die „Produktion" besuchten, von dieser mit nach Hause nahmen. In bereitwilligster Weise wurden wir durch Vorträge, Diskussion und Führungen in das Wesen der produktiven Konsumgenossenschaften eingeführt.

Die Gründung der Produktion erfolgte nach jahrelangen Vorarbeiten 1899 mit 2859 Mitgliedern und sechs Verkaufsstellen. Der Umsatz betrug, bei einem Geschäftsanteil der Mitglieder von insgesamt 37 130 Mark, 163 748 Mark. Die Gründer waren fast lauter Arbeiter und Angestellte sozialistischer Prägung. Sie geschah in enger Verbindung mit den Gewerkschaften, und der Gedanke war der: zur Auswirkung des praktischen Sozialismus in Partei und Gewerkschaft noch die dritte in der Genossenschaft hinzuzufügen. Gründung und Entwicklung hatten naturgemäß mit stärktem Mißtrauen und Reibungen nach innen und außen zu kämpfen. Dank der bewundernswürdigen Hingabe der Gründer und Leiter und ihrer staunenswerten organisatorischen Tüchtigkeit entwickelte sich die „Produktion" in steigendem Maße zu einem wohlfundierten, leistungsfähigen Großbetriebe. 1903 wurde eine eigene Bäckerei und Schlachterei errichtet. Beide sahen sich genötigt infolge des steigenden Absatzes sich ständig zu erweitern. Zur Zeit ist eine neue Bäckerei von größten Ausmaßen und mit modernsten selbsttätigen Einrichtungen (elektrischen Backöfen) im Bau; im Jahre 1926 wurden 73 779 Doppelzentner Mehl zu Backwaren im Werte von 6,3 Millionen Mark verarbeitet. Ähnlich, ja noch intensiver entwickelte sich der Umsatz in Fleischwaren. 1926 wurden für 14,4 Millionen Mark Vieh und Importfleisch (Gefrierfleisch) gekauft, allwöchentlich werden etwa 7—800 Rinder und 1500 Schweine geschlachtet und verarbeitet. Der Umsatz ist so stark, daß die Preise, welche die „Produktion" zahlt und nimmt, für den allgemeinen Markt bestimmend sind und als Richtpreise von den Hamburger Schlachtern betrachtet werden. So kann eine große Konsum-Genossenschaft preisregulierend wirken. Ferner wurden sogenannte „Technische Betriebe" errichtet, wo alle möglichen Haushaltungsbedarfsartikel hergestellt werden, vor allem Möbel. Eine Bauabteilung errichtet und erweitert Gebäude und Wohnungen, eine Sparkasse sammelt Kapitaleinlagen. Letztere erfuhren eine rapide Steigerung von 10,4 Millionen (1925) auf 19,5 Millionen (1926). Im Dezember 1926 betrugen Ein- wie Auszahlungen je 2,3 Millionen. Die Mitgliederzahl beläuft sich heute auf etwa 100 000, nachdem 1926 etwa 33 000 deswegen ausgeschlossen wurden, weil sie von den Einrichtungen der „Produktion" nicht genügend Gebrauch gemacht hatten. In heute etwa 400 Läden, außerdem wandernden Verkaufsstätten (Lastautomobilen), die aufs Land fahren, wird der Warenverkehr mit dem Konsumentenpublikum vermittelt. Nach Vereinbarung mit den Nachbarkonsumgenossenschaften darf der Absatzraum 30 Kilometer im Umkreis von Hamburg nicht überschreiten.

Was die soziale Wirkung der „Produktion" betrifft, so konnten wir uns bezüglich der Verkaufspreise im Verhältnis zu den im freien Handel geforderten kein Bild machen. Nur in einem Falle war eine gewaltige Verbilligung festzustellen: beim Mineralwasser. Die „Produktion" verkauft davon den halben Liter für 5 Pfennig, während wir in Marburg für ein Drittel Liter 30 Pfennig bezahlen. Welch ein Paradies für Alkoholgegner! Wichtig scheint mir die soziale Auswirkung dieser Genossenschaft auf das Arbeitsverhältnis zu sein. Sie beschäftigt etwa 4000 Arbeiter und Angestellte, die grundsätzlich freigewerkschaftlich organisiert und Mitglieder der Genossenschaft sein müssen. Dadurch wird eine gewisse Harmonie der sozialen Grundanschauung erreicht, außerdem das eigentümliche Verhältnis, daß jeder Arbeiter sein eigener Angestellter ist, also sich selbst zum Arbeitgeber hat. Infolge der Mitgliedschaft hat jeder Arbeiter durch den Mitgliederausschuß und die Mitgliederversammlung Einfluß auf den Betrieb; es ist sein Betrieb, in dem er arbeitet. Die Arbeitsweise ist nach amerikanischem Muster stark spezialisiert; und meine Begleiter waren entsetzt, als sie in der Schlachterei einen Mann immer denselben Handgriff, etwa das Abhacken ein und desselben Knochens, ausüben sahen; aber es wurde ihnen bedeutet, daß viele gerade dieser Arbeiter Angehörige des Mitgliederausschusses mit gewichtiger Stimme sind. Außerdem gilt grundsätzlich die achtstündige Arbeitszeit. Trotzdem arbeitet der Gesamtbetrieb mit „Rentabilität". Es ist nicht üblich, wie in andern Konsumgenossenschaften, auf die Waren einen kleinen Aufschlag zu erheben, um am Schluß des Jahres möglichst hohe Prozente zurückzahlen zu können; trotzdem wurden 1926 jedem Mitglied 5 % von dem Betrag zurückerstattet, um den er Waren gekauft hatte. Es wurde uns versichert, daß jede Art von Tantiemen und Prämien, etwa für die Geschäftsführer oder sonstige Angestellte, ausgeschlossen ist; sie beziehen ihre Gehälter und weiter nichts. Das Übrige ist Dienst an der gemeinsamen Sache. Trotzdem steht der Betrieb technisch und organisatorisch auf voller Höhe und ist im Begriffe, sich ständig zu weiterer Höhe zu entwickeln — für mich ein Zeichen dafür, daß eine hochwertige Wirtschaftsweise auch ohne den vielgerühmten notwendigen materiellen „Anreiz" aus reiner Hingabe an die Sache möglich ist, nach meiner Überzeugung möglich durch sehr viele Menschen (Techniker, Ingenieure, Kaufleute), die heute noch in der anders eingestellten Privatwirtschaft tätig sind. Die Liebe zur Sache ist größer, als die privatkapitalistischen „Realisten" Wort haben wollen.

Freilich hörte ich außerhalb der Räume der „Produktion" auch Klagen über sie. Manche Mitglieder kaufen dort kein Brot, weil es ihnen nicht „schmeckt", beziehen ihre Kohlen wo anders her, weil „die Qualität besser", kaufen ihr Fleisch nicht dort, weil der nächste Schlachterladen zu weit. Manche klagen, weil auch die „Produktion" privatkapitalistisch mit Reklame arbeite und aus Gründen des Absatzes Jeden, gleich welcher politischen Gesinnung, als Mitglied aufnehme. Diese Gründe scheinen mir nicht durchschlagend zu sein. Für die lebensnotwendigen Bedarfsartikel sind solche Einrichtungen sicher von Segen und ein Mittel, durch Selbsthilfe der Überteuerung zu entgehen. Wenn sie nur die Wirkung der Preisregulierung hätten, so wäre schon viel erreicht. Und wenn erklärt wird, daß die Kriegsgewinne durch Heereslieferungen nicht als Eigentum der „Produktion" betrachtet werden können, wenn man sie dazu verwandte, ein Kinderheim in Haffkrug an der Ostsee zu erbauen, wo alljährlich 1000 erholungsbedürftige Kinder völlig unentgeltlich vier Wochen Aufenthalt finden, so zeigt sich auch da ein schöner Geist des Gemeinsinns. Jedenfalls verdient das Genossenschaftswesen die Aufmerksamkeit all derer, die es gut mit den durch kärglich bezahlte Arbeit um ihr Dasein Ringenden meinen. (Eindrucksvolle Zahlen sind zu ersehen aus dem Aufsatz von W. Postelt: „Die Hamburger Konsumgenossenschaft als Wirtschaftsfaktor" in „Die Gemeinwirtschaft" 1926 Nr. 8, so z. B. daß die „Produktion" statt der bestehenden 2400 privaten Schlachtermeister in Hamburg mit nur 450 Läden in der Lage wäre, ganz Hamburg mit Fleisch zu versorgen — eine entscheidende Ausschaltung des kleinen Handels und damit eine entscheidende Verbilligung!)

Des Raumes wegen leider kürzer muß ich berichten über eine Genossenschaft anderer Art, die aber auch den Zweck hat, kleinen Leuten im Zeitalter des Kapitalismus durch genossenschaftliche Kapitalbildung die Existenz zu ermöglichen und die in diesem Jahre auf ein halbes Jahrhundert ihres Bestehens zurückblickt: die Raiff-

eisen-Vereine*). Die Landwirte waren es, die durch die neue Zeit der Verarmung anheimzufallen drohten. Die Art ihrer Arbeit bringt es mit sich, daß sie nur einmal im Jahre ernten, daß der Ertrag verschieden gut ausfällt, und daß damit eine starke Abhängigkeit vom Kapital gegeben ist. Das „landfremde, kaltherzige" Kapital konnte durch wucherische Zinsen Notlagen ausnützen, damit tüchtige Landwirte an den Bettelstab bringen und so das Volk seines selbständigen Bauernstandes berauben. Da war es der edle, vom Geist christlicher Liebe getragene, organisatorisch tüchtige Friedrich Wilhelm Raiffeisen, der dem Bauernstand den Weg zur Selbsthilfe im Zusammenschluß der Kräfte wies. Es sollte sich selbst die nötigen Kapitalreserven schaffen, um vom städtischen Kapital unabhängig zu werden. Das Mittel waren die Darlehenskassenvereine, deren Organisation und Aufbau Raiffeisen in einem 1866 erschienenen Buche (1923 in 6. Auflage) schilderte. Überall entstanden solche Vereine, die 1877 zu dem Generalverband der deutschen Raiffeisenvereine zusammengeschlossen wurden. 1926 gehörten ihm 8666 Vereine an (gegen 30 im Jahre 1877). Damit war die Raiffeisensache zu riesigen Ausmaßen angewachsen. Die Notwendigkeit des geldlichen Ausgleichs führte zur Zentralisation der provinziellen Raiffeisenbanken in einer Generalbank, die grundsätzlich gemeinnützig arbeiten und deren Dividende den Satz von 5% der Einlage nicht überschreiten soll (nach § 2 der Satzung). 1925 brachte es diese Bank zu einem Umsatz von 6888,2 Millionen bei einem Betriebskapital von 252,2 Millionen Mark. Die handelspolitischen Notwendigkeiten führten zur Gründung des „Wirtschaftsverbandes der Raiffeisenschen Warenanstalten". Er hatte die Aufgabe der landwirtschaftlichen Interessenvertretung gegenüber den öffentlichen Stellen, landwirtschaftliche Bedarfsartikel einzukaufen und landwirtschaftliche Erzeugnisse zu verkaufen, und endlich den Zentraleinkauf landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte zu organisieren. Die Genossenschaft hat sich ungeheuer erweitert und im Aufbau zentralisiert und kompliziert, als solche ist sie Gegenstand besonderen Studiums. Viele Geistliche haben ihre Arbeitskraft ihr in der Erkenntnis ihrer segensreichen Wirkung für den mittleren und kleinen Landwirt zur Verfügung gestellt.

Auf ein Problem möchte ich jedoch bei aller Begeisterung für diese gemeinnützigen Selbsthilfeorganisationen nicht unterlassen hinzuweisen. Es ist dasselbe, das beim Thema der Selbstverwaltung in der Sozialpolitik zum Vorschein kam. Sobald diese Organisationen größeren Umfang annehmen, droht der lebendige Zusammenhang zwischen dem einzelnen Mitglied und den leitenden Spitzen verloren zu gehen. Es sieht sich einem kühlen Organisationsapparat gegenüber, auf den es so gut wie keinen Einfluß hat, und der oft individuelle Lagen und Ansprüche nicht zu berücksichtigen versteht. Daher auch da einerseits viel Mißtrauen und einsichtslose Kritik und anderseits die Gefahr, daß diese Genossenschaften sich zu volksfremden Machtorganisationen auswachsen. Nicht dem Egoismus des einzelnen Wucherers, wohl aber dem Egoismus des soziologischen Gebildes sieht sich der Einzelne ausgeliefert. Vielleicht wäre darin der Grund zu suchen, daß Viele ihnen gleichgültig, ja ablehnend gegenüberstehen. Sie wollen lieber vom Juden, den sie kennen, als von der Organisation, die sie nicht kennen, „ausgebeutet" werden.

Beide Organisationen, die „Produktion" und die Raiffeisen-Genossenschaften, so verschieden sie an sich sind, entsprangen einer wirtschaftsethischen Gesinnung und sind ein unzweideutiges Zeichen für die Möglichkeit der Beeinflussung wirtschaftlicher Vorgänge durch sittliche Grundsätze (vgl. meinen Vortrag auf dem Evang. Soz. Kongreß Saarbrücken 1926); allein nicht die Gesinnung allein hat es gemacht, sondern auch die organisatorische Genialität der Gründer, die Gnade ist.

Marburg Georg Wünsch

*) Es ist ja in den letzten Wochen anläßlich des 50 jährigen Jubiläums der Raiffeisen-Organisation in vielen Zeitungen und Zeitschriften darüber geschrieben worden. Der Verlag der Raiffeisen-Bank hat ein eindrucksvolles Prachtwerk „50 Jahre Raiffeisen 1877 bis 1927" herausgegeben, außerdem „Pressestimmen zum Raiffeisen-Jubiläum" gesammelt, und das Organ der Genossenschaft „Landwirtschaftliches Genossenschaftsblatt" (jetzt im 49. Jahrgang) bringt in Nr. 11/12 einen ausführlichen Bericht des am 9. Juni in Köln abgehaltenen Jubiläumsfestes mit Vorträgen, die auch die ethische Seite der Organisation beleuchten. Die Werke sind zu beziehen durch den „Generalverband der deutschen Raiffeisen-Genossenschaften e. V." Berlin W 9, Köthenerstraße 40/41.

Vom Weltprotestantismus der Gegenwart

Amerikanische Predigt in England — Cadman

Die englisch sprechenden Völker sind durch den Krieg zu einem geistigen Ganzen zusammengeschmolzen worden wie nie zuvor. Politische Gegensätze, psychologische Differenzen mögen sich geltend machen. Aber die Gemeinsamkeit der Sprache, das damit gegebene gemeinsame kulturelle Erbgut, der darin gesehene geistige Ursprung ist eine Macht, die schon harte Proben bestanden hat und bestehen wird. Daß der Engländer seine Witze gern auf Kosten des renommierenden Amerikaners macht, und dieser dafür jenen wegen seiner steifledernen Reserve gern mit einer fröhlichen Lauge begießt, tut den tieferen Beziehungen keinen Eintrag. Sie werden heute nicht mehr sich selbst überlassen, sondern sorgfältig gepflegt. Und daran haben auch die Kirchen einen wesentlichen Anteil.

Es besteht eine besondere Organisation, die die besten Prediger in beiden Richtungen über den Ozean bringt und in Gastpredigt und Vortragsreisen wirksam macht. Die berühmtesten Prediger Englands, wie Hutton, Kelman, Studdert-Kennedy, Gillie Jones, Fowett, Campbell Morgan, Orchard, Black, Norwood, Meyer, Woods haben alle teilweise schon vielfach die Kanzel mit amerikanischen Kanzelgrößen getauscht wie Fosdick, Jefferson, Gordon, Sloane Coffin, Mc Dougall, Brent, Cadman. Viele von ihnen sind dauernd im neuen Lande geblieben und haben dadurch an der Vertiefung des Verständnisses gleichsam von innen gearbeitet, was wir Kontinentalen überall im anderen Lande meist nur von außen können.

Auch wenn man sofort die Verschiedenheiten bemerkt, bis in die Aussprache und freie Bewegung auf der Kanzel hin, fühlt man noch stärker die gemeinsame geistige Atmosphäre und sogar die gemeinsam geschaffene Form. Man hört in der Predigt hüben und drüben häufig das tiefe Verantwortlichkeitsgefühl der englischsprechenden Völker für die Erhaltung des Friedens anklingen. Man spürt auch in der denominationellen Predigt den reichen Formhintergrund der Fülle der Bekenntnisse und kirchlichen Eigenarten. Der englische wie der amerikanische Gottesdienst hält mehr und mehr auf die Form, die als notwendig zu schaffender Ausdruck des geistigen Gehaltes nicht entbehrt werden kann. Die Liturgie, nicht nur die anglikanische, ist reicher als die kontinentale, zumal die reformierte. Die Formlosigkeit, die den schwachen und sinnlichen Menschen zutraut, alles durch den Geist direkt machen zu können, hat heute abgewirtschaftet. Ebenso beginnt man allmählich von einer unordentlich strömenden Emotionalität genug zu haben, die bisher meist in methodistischen und baptistischen Kreisen gepflegt wurde. Besonders seitdem die beißendste Kritik des amerikanischen „Religionswesens" oder des „Religionsgeschäftes" durch den Satiriker Sinclair Lewis solche Überschwenglichkeiten und Unwahrhaftigkeiten an den Pranger gestellt hat in seinem eben erschienenen Roman „Elmer Gantry" der allerdings von dem Vorwurf des Übertreibens und Verallgemeinerns nicht frei zu sprechen ist. Einen besonderen Akzent empfängt neben der wesentlichen geistigen Darbietung immer das Opfer: die sonntägliche Kirchensteuer. Es wird als ein wirkliches Offertorium, als Gabe an Gott betont und geweiht.

Was haben sich nun diese englisch-amerikanischen geistlichen Gesandten gegenseitig zu sagen? Vieles, was hüben und drüben die Herzen bewegt, kommt auf der Kanzel zum Ausdruck, auch wenn es politischer Art ist. Denn das alles steht hier der Religion viel näher. Daß England heute den amerikanischen Druck in der maritimen Abrüstungsfrage als ungerecht empfindet, kam sicher in bei den Kontinenten auf der Kanzel zur Sprache. Selbstverständlich nur an der Oberfläche. In der Tiefe sucht man Gemeinschaft, Verständnis, Zusammenwirken. Die amerikanische Predigt appelliert dann vielfach freier und ungenierter, auch zudringlicher an den englisch-sprechenden Bruder, gehört er doch einer soul saving nation an und hat für Amerika stets irgendeine Mission.

Aber diese laut werbenden Missionare müssen sich heute beträchtlich dämpfen. Die Besten tun es von selbst und verabscheuen es, aus dem Hochgefühl eines starken, reichen und mächtigen Volkes heraus zu sprechen.

Dafür gab Dr. Cadman aus New York, der Präsident des Federal Council, kürzlich in einer Predigtreihe in London ein schönes Beispiel. Aus seiner Predigt sprach dasselbe Gefühl einer Krisis, das heute die tiefsten Geister in England wie auf dem Kontinent erfüllt. Es kam schon in dem tiefen Lied von Kipling zum Ausdruck, mit dem höchst eindrucksvollen Refrain „lest we forget", worin der Dichter immer wieder auf die Nichtigkeit, Vergänglichkeit auch einer mächtigen Nation hinweist, die gerade weil sie stark ist und hoch steht, besondere Verantwortung hat und den Abstieg fürchten muß, wenn sie sich nicht immer wieder vor dem Herrn der Geschichte demütigt.

Wenn ein Mann wie Cadman im City-Tempel predigt, sieht er Leute vor sich, die nicht nur aus London, sondern weither zugeströmt sind, und auch einen Teil seiner heimatlichen Gemeinde, für die der City-Tempel eine Art kirchlicher Heimat in der Fremde ist. Cadman hat auch in Amerika die größte Zuhörerschaft. Wenn er durch das Radio predigt, berechnet man die Zahl seiner Zuhörer auf fünf Millionen. Er spricht einfach, klar, warm, entschieden und mit einem Ernst, der gelegentlich auch den Humor, ja eine witzige Bemerkung nicht zu scheuen braucht.

Seine Predigt nannte das Johannes-Evangelium, aus dem der Text geschöpft war, das größte religiöse Dokument der Welt. Es ist auch das eigentliche ökumenische Evangelium. Cadman strebt mit aller Macht aus dem engen Denominationalismus hinaus, der Amerika zersplittert hat. Aber sein Ziel ist nicht eine allgemeine Verschwommenheit oder ein bloßer Kompromiß. Wohl aber ein stärkeres kirchliches Bewußtsein. Er hält die unkirchliche freischwebende Religiosität für den Vorläufer religiöser Verarmung, den protestantischen Individualismus für Hochmut, die protestantische Formlosigkeit für geistige Trägheit, die den inneren Gehalt nicht mehr zu prägen vermag. Man spürt hier deutlich einerseits die protestantische notwendige Selbstkritik der heutigen Zeit — anderseits die neue Wertung symbolischer Form, die mehr ist als nur ästhetischer Genuß. Das wird anglikanischen Ohren lieblich tönen. Auch die stärkere Betonung des Amtes als eines Berufs zum Opfer und zum Dienst und die Auffassung von den eigentlichen

Lebensakten als von Sakramenten, d. h. körperlichen Geschehnissen, die Geistiges tragen, zeigen und zeugen. Daß ausgerechnet ein Kongregationalist so reden kann, zeigt die Bewegung an, in die heute auch der individualistischste Teil der Kirchen geraten ist. Das Gefühl strebt zur objektiven Form, die äußere Aktivität zur bedeutsamen symbolisch sakramentalen Tat, die Gemeinde zur Kirche, die Kirchen zur Una Sancta.

Amerika und England brauchen Prediger der Demut und der Selbstkritik. Cadman ist einer. Der Weg der Kirchen führt ihm nach Gethsemane. Sie werden es finden, wenn sie ernsthaft versuchen, ihre geistige Unabhängigkeit gegenüber Staat und Volk auszudrücken.

Dieses Problem besteht für die englisch-amerikanischen Freikirchen ebenso wie für die europäischen Landeskirchen, die den nationalen Göttern etwa noch dienen.

An diese Predigten schließen sich angloamerikanische Konferenzen, die täglich um die Mittagszeit, damit auch die Geschäftsleute kommen können, in St. Martin in The Fields stattfinden: Dr. Cadman hat in Amerika eine einzigartige Form des Gottesdienstes entwickelt dadurch, daß er in besonderen Gottesdiensten und auch im Radio auf zahllose individuelle Fragen antwortet. Diese Fragen enthüllen, was die heutigen Menschen bewegt und drückt. Er wählt die aus, die er beantworten will, und ist dadurch eine Art Seelsorger großen Stils für Amerika geworden. Solche Fragen richtet nun auch England an den amerikanischen Prediger. Sie betreffen Probleme des persönlichen Lebens, wie z. B. über Christian Science, Rotorianismen, Ehe und Liebe. Fragen des Glaubens, die ebenso aufschlußreich sind über das heutige religiöse Leben, wie z. B.: Wie sehr gehört der Glaube an die jungfräuliche Geburt zum Glauben der amerikanischen Christen? Muß man den Paulinismus annehmen? Gibt es ewige Strafe? Ist die Annahme der Entwicklungslehre Sünde? Ist der Calvinismus lebensfähig? Was ist vom Dogma zu halten?

In diesen eingesandten Fragen spielen aber auch kirchliche Probleme eine große Rolle. Z. B.: Wie stark wächst die Christliche Wissenschaft? Welche Erfahrungen macht das Federal Council mit den Einigungsbestrebungen? Was für einen Einfluß hat das Radio auf den Gottesdienst? Ist der Fundamentalismus im Abflauen? Hat der amerikanische Prediger geistige Freiheit? Was bedeutet die zweite Wiederkunft Jesu?

Der amerikanische Botschafter des Friedens hat aber auch politische Fragen zu beantworten: Glaubt er an die Prohibition? Ist es wahr, daß die Religion in Amerika zum Geschäftsbetrieb wird? Ist der Reichtum Amerikas ein Segen oder ein Fluch? Kann man einem Nichtamerikaner die amerikanische auswärtige Politik verständlich machen? Warum verweigert es die Mitarbeit mit der alten Welt? Warum streicht es die Kriegsschulden nicht? Warum gibt die amerikanische Presse religiösen Fragen einen größeren Platz? Erhofft man von einer gemeinsamen christlichen Aktion des europäischen und amerikanischen Christentums eine Verchristlichung des nationalen und internationalen Lebens? Das sind Fragen der alten Welt an die neue.

Man sieht, manche Fragen treffen ins Schwarze, oder auf den wunden Punkt der Gegenwart. Cadman wird Antworten mit Hörnern und Zähnen geben, er ist berühmt nicht nur durch den common sense dieser geistlichen Antworten, sondern auch durch den Mut, mit dem er den Fragern Wahrheiten „umsonst" sagt. Mancher erfährt dabei, was Vinet einmal sagte: Ce qu'il y a terrible quand on cherche la verité, c'est qu'on la trouve.

Wir haben nichts Ähnliches an geistigem Austausch auf dem Kontinent wie die beiden Länder ihn in diesen Predigten haben.

London Adolf Keller

Protestantische Woche in Mülhausen i. E. 1927

Der französische Protestantismus veranstaltet seit dem Kriege regelmäßig jedes Jahr eine „protestantische Woche" *), die dieses Jahr vom 25. April bis zum 1. Mai in Mülhausen stattfand. Sie hatte diesmal zwei Aufgaben: sie sollte einer intensiven Diskussion des Kirchenproblems innerhalb der gesamten französischen Kirchen dienen, und sie sollte die Franzosen „drinnen" und „draußen" (d. h. in Elsaß-Lothringen) gegenseitig mit der Eigenart ihres kirchlichen Lebens vertraut machen.

Die Tagung begann wieder mit Pastoralkonferenzen, in deren Mittelpunkte Vorträge von Pfarrer Louis Dallière über die „Realität der Kirche" und Professor Clavier über „Die Bergpredigt und die heutige Seelsorge" standen **). Es ist bezeichnend für die geschichtliche Lage des gesamten Protestantismus, daß man das Kirchenproblem heute wieder in stärkerem Maße als ein dogmatisches Problem empfindet. Dallière betonte in erster Linie den Charakter der Kirche als sozialer Gemeinschaftsform; die Kirche habe damit ein Problem gelöst, um das sich die ganze Antike vergebens gemüht habe. Der Korreferent, Professor Ménégoz-Straßburg sieht die Kirche stärker von der individuell-religiösen Seite. Er will an der Kirche drei Elemente unterscheiden: eine geistige Gemeinschaft, die eine Realität sei wie Christus selbst, die rechtlichen und sozialen Institutionen, in denen sich diese Kirche inkarniere, und schließlich die verschiedenen Geister, die die Kirche an sich ziehe. Es gebe jederzeit die eine ökumenische Kirche; sie sei gegenwärtig in allen den Gemeinschaften, die sich auf Christus beriefen. Aber diese eine Kirche sei nur in einem Teile ihrer Glieder sich dessen bewußt, daß sie der Leib Christi sei, und ihre Aufgabe bestehe darin, auch die übrigen Glieder zum Bewußtsein dieser geistigen Realität zu bringen. Gegenüber diesen beiden Kirchenauffassungen arbeitete vor allem der Lutheraner Vurpillot *), noch stärker als seine Vorgänger von dem Realismus eines Paulus und Luther ausgehend, den institutionell-funktionalen Charakter der Kirche heraus. Der Leib Christi sei nicht nur eine Ansammlung von Glaubenden, also etwas rein Substanzielles, sondern ein Organismus, der als solcher durch seine Glieder hindurch in die Welt hineinwirke.

Der zweite Tag war der Bergpredigt gewidmet. Professor Clavier-Montpellier sieht in der Bergpredigt einen für alle Lebenslagen brauchbaren Geist wirksam. Versenkung in die Schönheit und Tiefe der Seligpreisungen scheint ihm gerade in unserer heutigen Zeit, wo so viele Neurosen dem Seelsorger begegnen, die beste Hilfe zu sein. Das Korreferat von Professor Strohl-Straßburg scheint sich trotz kritischer Einzelbedenken im wesentlichen in der gleichen Richtung bewegt zu haben. Gemeinsam ist beiden die Ablehnung der Lehre von der Kollektivseele, und so scheint ihnen die religiöse Arbeit des Pfarrers im wesentlichen in der Individualseelsorge zu bestehen. Es ist interessant, daß bei uns die Entwicklung nach der anderen Seite hingeht. Ich weise auf die sehr lehrreichen Ausführungen von Carl Mennicke in seiner kleinen Schrift „Der Sozialismus als Bewegung und als Aufgabe" hin **), die weit mehr, als ihr Titel vermuten läßt, gerade auch über die kollektive Bedingtheit des religiösen Denkens und Empfindens unterrichtet.

Von den weiteren Darbietungen beansprucht besonderes Interesse ein Vortrag von Pfarrer Scheer über den Religionsunterricht in den öffentlichen Schulen, mit besonderer Berücksichtigung der sehr komplizierten Elsässer Verhältnisse. Scheer forderte die interkonfessionelle Schule mit obligatorischem Religionsunterricht durch Lehrer der betreffenden Konfession. Die Eigenart des innerfranzösischen Protestantismus charakterisierten Vorträge von Professor Westphal über die intellektuelle Schulung und die religiöse Unterweisung in den Kirchen, Pfarrer André Bertrand über die Kirchen und die Oeuvres, d. h. über die Unternehmungen mit religiöser und moralischer Abzweckung (etwa unsere Innere Mission und christliches Vereinswesen), denen er eine engere Verbindung mit der kirchlichen Organisation wünschte. Senator Eccard berichtete über die früher deutschen, jetzt der Fédération protestante übergebenen evangelischen Anstalten in Syrien; Elie Gounelle, der Herausgeber des Christianisme social gab einen Überblick über die moralische und soziale Tätigkeit des französischen Protestantismus; Professor Henri Monnier-Paris stellte in seiner gewohnten rhetorisch glänzenden und gedanklich tiefen und originellen Art die spirituelle Tätigkeit der Kirchen dar; ein Vortrag des Missionsdirektor Daniel Couve bildete den Abschluß der Tagung.

Man hat nach den Berichten den Eindruck, daß diese protestantischen Wochen um ihres inoffiziellen Charakters willen stärker noch als unsere Kirchentage einer Aussprache aller Kreise des französischen Protestantismus dienen. Freilich leiden sie auch fast noch stärker als unsere deutschen Kongresse an einer Überfülle des Dargebotenen, die der gründlichen Durcharbeitung hinderlich ist.

Göttingen Otto Piper

Wöchentliche Chronik

Aus dem Reichsschulgesetzentwurf. § 2, 2. Den Schulformen ist — unbeschadet des Artikels 146 Abs. 1 RV — im Rahmen der Bestimmungen dieses Gesetzes freie Entwicklungsmöglichkeit zu geben. § 3, 2. Die Gemeinschaftsschule erfüllt die Aufgaben der Volksschule auf religiös-sittlicher Grundlage. ... Die aus dem Christentum erwachsenen Werte der deutschen Volkskultur sind im Unterricht und der Erziehung lebendig zu machen. § 4, 3. Lehrpläne, Lehr- und Lernbücher der Bekenntnisschule sind der Eigenart der Schule anzupassen. 5. An der Bekenntnisschule dürfen, abgesehen von dem technischen Unterricht, nur solche Lehrkräfte hauptamtlich angestellt werden, die dem Bekenntnis der Kinder, für welche die Schule bestimmt ist, angehören. § 5, 1. Die bekenntnisfreie Schule ist für solche Kinder bestimmt, die keinem Bekenntnis angehören oder, soweit sie einem Bekenntnis angehören, nach dem Willen der Erziehungsberechtigten vom Religionsunterricht abgemeldet sind und nicht an einer Gemeinschafts- oder Bekenntnisschule erzogen werden sollen. 3. Als ordentliches Lehrfach ist Unterricht in einer bestimmten Weltanschauung zu erteilen und auch im übrigen auf diese Weltanschauung Rücksicht zu nehmen, wenn für die Pflege dieser Weltanschauung eine Vereinigung besteht, der die Rechte einer Körperschaft des öffentlichen Rechts gewährt sind, und wenn die Erziehungsberechtigten von wenigstens ⅔ der die Schule besuchenden Kinder dies be-

*) Vgl. CW 1926, 14, 625 f.

**) Beide Vorträge liegen im Druck vor, und zwar im Juliheft der Études théologiques et religieuses (Montpellier, rue des Carmélites 7), einer Zweimonatschrift, die um der Gediegenheit und der Vielseitigkeit ihrer Beiträge willen größere Beachtung im Auslande verdiente.

*) Vgl. CW 1927, 12, 569.

**) Berlin-Biesdorf, Quäker-Verlag Heinrich Becker 1926.

antragen. § 8. Ein Antrag auf Errichtung der in § 2 genannten Schulformen oder auf Umwandlung einer Schulform in eine andere muß von den Erziehungsberechtigten von mindestens 40 Schulkindern gestellt werden. § 9, 2b. Ein geordneter Schulbetrieb ist gewährleistet, wenn die Schule nach Aufbau und Zahl der Klassen und Unterrichtsabteilungen nicht hinter derjenigen Mindesthöhe der Organisation zurückbleibt, die am 1. Januar 1927 in der Gemeinde rechtlich zulässig war. § 10. Einem Antrag auf Umwandlung einer Schulform in eine andere ist statt zu geben, wenn wenigstens $^2/_3$ der Erziehungsberechtigten sich dafür aussprechen. § 12, 2. Ein abgelehnter Antrag kann frühestens nach drei Jahren wiederholt werden. § 13, 2. Bei der Besetzung der Stellen der unmittelbaren fachmännisch vorgebildeten Schulaufsichtsbeamten ist auf die Art der ihnen unterstellten Schulen Rücksicht zu nehmen. 3. In die örtlichen Schulverwaltungskörper, denen Schulen unterstehen, an welchen Religionsunterricht ordentliches Lehrfach ist, ist je ein Vertreter der entsprechenden Religionsgesellschaften mit Sitz und Stimme aufzunehmen. 4. Den Vertreter der Religionsgesellschaft beruft die Schulaufsichtsbehörde auf Vorschlag der betreffenden Religionsgesellschaft. § 14, 1. Der Religionsunterricht wird von einem Angehörigen der betreffenden Religionsgesellschaft in Übereinstimmung mit ihren Grundsätzen unbeschadet des Aufsichtsrechtes des Staates erteilt. 3. Die Bestimmungen über Lehrplan, Lehr- und Lernbücher für den Religionsunterricht werden im Einvernehmen mit der Religionsgesellschaft erlassen. Auch bei der Festsetzung der Zahl der Religionsstunden wirkt die Religionsgesellschaft mit. § 16. Zur Einsichtnahme in den Religionsunterricht bestellt der Staat im Schulwesen erfahrene Beauftragte, die von der Religionsgesellschaft vorgeschlagen werden. Den obersten Stellen der Religionsgesellschaften ist Gelegenheit zu geben, sich davon zu überzeugen, ob der Religionsunterricht in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der Religionsgesellschaften erteilt wird. § 18, 4. Sämtliche bei Inkrafttreten dieses Gesetzes bestehenden Schulen gelten als beantragt im Sinne des § 7, wenn nicht rechtsgültige Anträge auf andere Schulformen gestellt werden. § 20, 1. In Baden, Hessen und Nassau tritt das Gesetz erst fünf Jahre nach seiner Verkündigung in Kraft.

Die deutsche evangelische Gemeinde in Valparaiso hat sich dem DEKB angeschlossen.

Der Entwurf für das römische Konkordat mit Preußen ist fertig und wird von dem Ministerium für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung weiter behandelt. DEK

Die Bischöfe von Fulda, Limburg und Mainz warnen vor dem Buch „Politik aus dem Glauben", dessen Verfasser, Dr. Ernst Michel, Leiter der Frankfurter Arbeiterakademie ist und in der jungen katholischen Bewegung eine führende Rolle spielt: es könne leicht Verwirrung unter den Katholiken anrichten. Es enthalte mancherlei Unrichtigkeiten und Irrtümer bezüglich der Glaubenslehre und sei in seinen praktischen Folgerungen geeignet, den Gehorsam und die Ehrfurcht gegen die bischöfliche Autorität zu untergraben und dem vom Apostolischen Stuhl wiederholt verurteilten Laizismus Vorschub zu leisten. FZ 537

Die meisten Verluste hat die Römisch-katholische Kirche in Deutschland in Mainz, Berlin, Meißen und den nordischen Missionen erlitten. Die Volkszählung von 1925 ergibt im Freistaat Sachsen eine Abnahme der römischen Katholiken um 23,2 bei einer gleichzeitigen Zunahme der Bevölkerung um 4 %. Der katholische Anteil an der Bevölkerungsziffer sank im Freistaat Sachsen von 4,8 auf 3,6; in Dresden von 8,1 auf 5,6; in Leipzig von 4,4 auf 2,7 %. Hauptursache die Kirchenaustritte: allein 1921—26 14 514.

Die Zahl der Theologiestudierenden ist im Sommersemester an allen Fakultäten mit Ausnahme von Erlangen und Leipzig gestiegen: zusammen 2768 gegen 2157, unter Einrechnung von Wien und Bethel sogar 3012 gegen 2367, d. i. über 30 %. Tübingen 527 (348), Berlin 332 (314), Erlangen 242 (244), Marburg 225 (141), Jena 63 (48), Gießen 59 (41).

Die Mitgliederzahl des Verbandes evangelischer Theologinnen beträgt zur Zeit 83; 47 haben die Prüfung schon abgelegt, von den noch studierenden 36 stehen verschiedene kurz davor.

Der bulgarische Theologieprofessor Dr. Zankoff hielt auf Einladung des Gastkomitees der Berliner Universität dort Vorlesungen über das orthodoxe Christentum des Ostens, sein Wesen und seine gegenwärtige Lage.

Der 7. Internationale Kongreß zur Bekämpfung des Mädchen- und Kinderhandels in London beauftragte das internationale Büro, bei jeder Regierung und in Fällen, wo mehrere Regierungen in Frage kommen, bei allen diesen Regierungen gleichzeitig, sowie beim Völkerbund auf jedem möglichen Wege dahin zu wirken, daß alle Bordelle aufgehoben werden. EPD

Die Kommission zur Zusammenlegung und Aufhebung von Pfarrämtern in Dänemark beantragt die Nieder- oder Zusammenlegung von 120 Pfarrämtern. Nur eins von den kirchlichen Mitgliedern der Kommission widersetzt sich aus rein prinzipiellen Gründen. ED 26

In Estland ist das Gemeindebestimmungsgesetz eingeführt. Der Verkauf alkoholischer Getränke ist am Bußtag, Karfreitag, Ostermontag, 1. Mai, Pfingstmontag und Weihnachten ganz verboten, das gleiche wird auch für die Wahl- und Volksabstimmungstage vorausgesehen.

Der estnische Landtag ist über den Einspruch der Deutschen gegen die Beschlagnahme des Doms in Reval mit 114 gegen 61 Stimmen zur Tagesordnung übergegangen und hat „die Handlungsweise des Bischofs und des Konsistoriums als richtig und zweckmäßig anerkannt"; darauf verließen die deutschen Vertreter den Saal. ED 27

Ein römischer-katholischer Geistlicher aus Jacnierz, der den Sarg eines Kindes ausgraben und vom Kirchhof entfernen ließ, weil die Eltern der polnischen Nationalkirche angehören, wurde auf Klage des Vaters zu zwei Wochen Arrest verurteilt. PolnEvKbl 9

Die Synode der Evangelisch-reformierten Kirche in Kongreßpolen, die 11 000 Seelen, davon 6000 allein in Warschau umfaßt, nahm den Entwurf eines Evangelischen Rates in Polen an und wählte Professor Henryk Sachs wieder zum Konsistorialpräsidenten.

Die Parlamentswahlen der Prince Edwards Insel-Provinz in Canada haben eine vollständige Niederlage der Konservativen (6 statt 26) ergeben, die für Alkoholverkauf unter Regierungskontrolle eintraten. Die Liberalen, die für das seit 25 Jahren bestehende Verbot eintreten, erhielten 24 statt 4 Sitze.

Die durch den Tod von Hugo Greßmann erledigte Redaktion der „Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft und die Kunde des nachbiblischen Judentums" ist an Professor D. Johannes Hempel in Greifswald übergegangen. Heft 1/2 von 1927 enthält vier Beiträge zum Gedächtnis Greßmanns.

Von Personen. Lehrauftrag: Pastor Lic. Ernst Dosse in Braunschweig für Religionswissenschaft an dem der dortigen Hochschule angegliederten Institut für akademische Lehrerbildung. — Ernannt: Privatdozent Lic. Theodor Siegfried in Marburg zum a. o. Professor. — Promoviert: Lic. Moritz Riemer, Direktor des Wittenberger Predigerseminars, zum D. von Greifswald; Privatdozent Lic. Karl Grühn in Dorpat zum D. von Kiel; Oberkirchenrat Prälat Christoph Finckh in Stuttgart, Professor der Theologie Kemper Fullerton in Oberlin (Ohio), Stiftsprediger Gustav Groß, Vorstand der Württembergischen Bibelgesellschaft, in Stuttgart, Stadtpfarrer Lic. Ernst Günther in Stuttgart, Professor Lic. August Hinderer, Direktor des Evangelischen Pressedienstes, in Berlin, Oberkirchenrat Eduard Knapp, Vorstand des Evangelischen Pfarrseminars, in Stuttgart, Geh. Medizinalrat Professor DrDr. Ludolf Krehl in Heidelberg, Stadtpfarrer Lic. Rudolf Paulus in Besigheim, Pfarrer Dr. Georg Adolf Schuller in Hermannstadt zu DD. von Tübingen; Studienrat Walther Classen, Hamburg, Dr. Carl Duisberg, Leverkusen, Professor Dr. Anton Fridrichsen, Oslo, Landeskonservator Robert Hiecke, Berlin, Pfarrer Lic. Wilhelm Lueken, Frankfurt a. M., Professor Dr. William Mitchell Ramsay, Edinburgh, Oberpräsident Dr. Rudolf Schwander, Kassel, Reichsgerichtspräsident Dr. Walter Simons, Leipzig zu DD. von Marburg. — Gewählt: Professor D. Freiherr Hans v. Soden zum Rektor von Marburg, Professor D. Martin Dibelius von Heidelberg, Professor D. Werner Elert von Erlangen. Gestorben: Professor D. Johannes Kunze in Greifswald; Pastor Dr. Franzis Clark, Begründer und Vorsitzender des Weltverbandes für Entschiedenes Christentum; Fürstbischof Johann von Brixen; Kardinal Czernoch, Primas von Ungarn, in Gran. E St

Verschiedenes

Unerfreuliches. Das Flammenzeichen von Wien. „Wenn doch die Menschen es verstünden!" hofften wir. „Wie konnte es zu diesem scheinbar ganz unerwarteten Ausbruch der Volksleidenschaften kommen?" fragt die Wochenschau der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung. Und weiß viel zu sagen von den Sünden der Sozialdemokratie und daß „hinter der Kulisse Kräfte am Werke waren ..." Von der Entrüstung über den Freispruch der Totschießer in Burgenlande, die spontan den Aufruhr in Gang brachte (mochten noch so viel über- oder unterirdische Mächte alsbald „am Werke sein"), kein Wort. Ich denke, unsre deutsche Justiz wird ein feineres Augenmerk dafür haben. Aber muß denn das Urteil einer christlichen Zeitung bei einem solchen Ereignis nun unbedingt sogleich auf die bürgerliche Seite fallen? Wo bleibt da die politische „Neutralität" der Kirche, die man so treulich empfiehlt?

In der Frankfurter „Volksstimme" erscheinen andauernd große Stücke „aus den Memoiren des Prinzen Domela". Man wird sie vermutlich auch in andern sozialistischen Zeitungen zu lesen bekommen. Die Sensation des falschen Prinzen interessiert uns gar nicht. Aber in diesen Memoiren haben wir ein neuestes Glied in der Reihe der Arbeiter-Leben, wie sie uns Karl Fischer, Wenzel Holek usw. einst geschenkt haben. Ob Harry Domela das alles so aus eignem Genie niedergeschrieben hat, ist gleichgültig. Der Bericht macht den Eindruck der Echtheit und ist interessant. Interessant, d. h. es geht einen viel an, es geht einem sehr nahe. Das Schicksal eines jungen Deutschen, aber eines „staatenlosen". Dem es gar nichts half, daß er ein Auslandsdeutscher war. Der, glücklich eingefahren in eine solide Stellung, von der Ordnungsmacht rücksichtslos wieder hinausgeworfen, brutal entwurzelt wurde. „Ihr laßt den Menschen schuldig werden" — ihr!

Die Menschheit Nummer 29 enthält eine Art Absage des Vorsitzenden der französischen Liga für Menschenrechte, Professor Viktor Basch, an die Deutschen, im Namen von 130 000 Franzosen: so viel Mitglieder hat die Liga. Es ist kein Wunder, daß diese Franzosen so vom deutschen Volke denken, wenn sie, wie zu vermuten, ihre Kenntnis und ihr Verständis unsers inneren Zustandes ganz vornehmlich der „Menschheit" entnehmen. Dieses Organ für Menschheitsinteressen ist ein schier unmögliches Blatt. Nicht daß es nicht zuweilen nützlich wäre es zu lesen. Man erfährt manches daraus, was sonst nirgends zu lesen steht, und es wird auch manches richtige Urteil gefällt. Aber diese Virtuosität, alles zu Ungunsten des eigenen Volkes zu erleben und zu verstehen, ist erstaunlich. Es ist alles pädagogisch gemeint. Aber sollte der große Pädagoge Friedrich Wilhelm Foerster, der den Geist des Blattes doch wesentlich bestimmt, für die Jugenderziehung auf seine älteren Tage das Prügelsystem vertreten? Hier geschieht dem Deutschen, der das Blatt liest, nichts Anderes, als daß er fortwährend verprügelt wird. Vollends wenn er ein Preuße ist. Ich kann mir keine Besserung unsrer Untugenden und kein Heil davon versprechen. Daß aber Unheil daraus geboren wird, kann man aus der Absage des Herrn Basch, die von der Menschheit ohne Zweifel mit herzlicher Zustimmung wiedergegeben ist, zur Genüge ersehen.

Wolff meldet aus Köln unter dem 30. Juli: „In der Nacht zum Freitag sind auf dem jüdischen Friedhof in Lindenthal 71 Grabdenkmäler beschädigt und umgeworfen worden. Die Untersuchung wurde sofort aufgenommen." Diese abscheulichen Friedhofschändungen werden von „Christen" begangen. Wir haben schon neulich (12, 592) an unsre kirchlichen Organe appelliert, dem gegenüber ihre Schuldigkeit zu tun. Wir bitten um Nachricht, wo und wie das irgend geschehen ist. Wenn nicht, so wird es hohe Zeit. Solcher — wie es scheint epidemische — Frevel belastet uns Christen furchtbar. Im Juniheft der Zeitschrift „Der Morgen" hat Wilhelm Michel (Darmstadt) ergreifende Worte dazu gesagt. Sie sollten nicht nötig sein. Auch diese Mahnung nicht.

Vom Marburger Universitätsjubiläum. Die beiden Gedenkfeiern der Universitäten Tübingen (450) und Marburg (400) sind unter freundlicher Huld des Wetters prächtig verlaufen. Einen Niederschlag davon finden unsre Leser in den Promotionen, wie die Chronik sie oben meldet. Bei uns war es Otto, der durch seine Rede am zweiten Tage das Fest auf die Höhe führte. Am ersten Tage gab es der Begrüßungen und Glückwünsche viel zu viel: so vier Stunden lang hält das Niemand ohne Aufbegehren aus, auch wenn er im schönsten luftigsten Zelte sitzt und die Farben- und Formenpracht akademischer Kostüme ihn erquickt. Bemerkt wurde allgemein der Vorzug der Reden, die die preußischen Minister hielten, Becker im Attus, Höpker-Aschoff beim Festessen. Überaus Wertvolles hat der preußische Staat aus diesem Anlaß für die Marburger Universität geschaffen: das gab ihren Reden noch solidesten Hintergrund. Alles in Allem kann man sich über den Verlauf der Feiertage nur freuen. R

Kleine Mitteilungen. Das 26 Seiten starke Programm der 56. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner, die heuer vom 27.—30. September in Göttingen stattfinden soll, ist erschienen und kann von der Geschäftsstelle, Gymnasium, Göttingen, Theaterplatz 10, erbeten werden. Die Abteilung für Religionswissenschaft und Volkskunde tritt am 29. zusammen.

Schröders Allgemeiner Deutscher Universitäts- und Hochschulkalender Sommerhalbjahr 1927 ist vom Brückeverlag Kurt Schmersow in Kirchhain N. L. gegen Einsendung von 4 M. zu haben. Auf 664 Seiten ist da alles Mögliche zu lesen. Wir vermißten eine Nachricht über die Fachschaften; die Theologenschaft ist doch hier und da reger und wichtiger als manche Verbindung; aber vielleicht haben wir unter der Fülle nur nichts darüber gefunden.

Zu dem Zitat aus S. 296 seines Buches — oben Sp. 706 Z. 30—26 v. u. — bemerkt Professor Heiler, daß jene Stelle keineswegs so verstanden werden dürfe.

Lausanne. Soeben wird angezeigt: Weltkirchenkonferenz in Lausanne, Aufsätze und Materialien, herausgegeben von Professor D. Lang. Halle, C. Ed. Müllers Verlag. 2 M. R

Versammlungskalender

2.— 7. August	Nordische christlich-soziale Konferenz Nykoeping
3.— 6. August	Theologinnen Deutschlands Marburg
3.—10. August	Jugendtreffen des Internationalen Versöhnungsbundes Vaumarcus
3. August ff.	Glaube und Verfassung (faith and order) Lausanne
3.—15. August	Weltkongreß für Erneuerung der Erziehung Locarno
13. August	Evangelisch-soziale Verbände Bethel-Bielefeld
14.—18. August	Chevalliers de la Paix (Kreuzritter) St. Foy, Dordogne
17.—23. August	World league against alcoholism Winona Lake, Ind., Amerika
24.—28. August	Evangelisch-christliche Einheit (Kambaud) Montpellier
3.— 8. Septbr.	Weltkongreß für christliche Freiheit Prag
5.— 6. Septbr.	Luther-Gesellschaft Hannover
18.—23. Septbr.	Lutherischer Kirchenkongreß Marburg
25.—28. Septbr.	Allg. Evangelisch-Protestantischer Missionsverein Hamburg
27.—29. Septbr.	Gustav Adolf-Verein Graz
27.—30. Septbr.	Deutsche Philologen und Schulmänner Göttingen
3.— 5. Oktober	Bund für Gegenwartchristentum Meißen
5.— 7. Oktober	Theologischer Ferienkursus Göttingen
5.— 9. Oktober	Evangelischer Bund Eisenach
8.—10. Oktober	Apologetischer Kursus für Lehrer Spandau
10.—14 Oktober	Theologischer Ferienkursus Halle
10.—14. Oktober	Theologischer Ferienkursus Malente (Holsteinische Schweiz)
15.—17. Oktober	Fachkonferenz für Mediziner und Theologen Spandau
16.—22. Oktober	Sozialer Studentenkursus Spandau
18.—21. Oktober	Deutscher Theologentag Eisenach
19.—21. Oktober	Lehrgang Bund deutscher Jugendvereine Marburg
? Oktober	Tagung für Deutsche Orgelkunst Freiberg i. Sa.
17. Oktober	Freunde der Christlichen Welt Basel

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Vikarstelle

in **Graz** (Steiermark) wird zum Oktober frei. Anfragen dringend erbeten an das **Evangelische Pfarramt A.B. Graz**, Kaiser Josef-Platz 9.

Wir suchen Akademiker als Erzieher

in unserem Internat. Familienerziehung nach Godesberger Art. Bewerbungen an

Direktor **H. Padel**
Evangelisches Pädagogium
Herchen (Sieg).

Die Prosaschule

von Dr. B. Christiansen (12.— M.) gibt feines Stilgefühl und leichte Feder.
Felsen-Verlag, Buchenbach-Baden

Gabbe's Lehr-Anstalten

Studentenheim Schülerheim
Berlin W 56, Oberwallstraße 16a
1. Vorbereitungsanstalt für alle Schulprüfungen von Tertia bis Abitur. 2. Lehrgänge für Studenten und Akademiker in Theologie, Phil., Philologie, Paed., Semitica, Hebr. 3. Conversations-Kreise Englisch, Franz., Spanisch.

Wirtschaftlich tüchtige und gebildete
Haustochter
für etwa Mitte September in unser jetzt kinderloses Pfarrhaus gesucht. Gelegenheit zur Weiterbildung.
Oberpfarrer **Eger**, Chemnitz.

4. Fachkonferenz für Mediziner und Theologen
Spandau-Johannesstift vom 14.—17. Oktober
Anreisetag 14. Okt. Themen: 1. Krankheit und Sünde. 2. Jesus als Seelsorger.
Anmeldungen werden möglichst bald erbeten an den Arbeitsausschuß für Mediziner und Theologen, Spandau-Johannesstift-Comeniushaus.

Universität Bern
An der ev.-theol. Fakultät wird infolge Rücktrittes vom Lehramt die
Professur für systematische Theologie
auf Beginn des Wintersemesters 1927/28 zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Die nähere Umschreibung des Lehrauftrages wird vorbehalten.
Weitere Auskunft erteilt die unterzeichnete Direktion. Anmeldung bis 20. August 1927 an die
Direktion des Unterrichtswesens des Kantons Bern.
P. 5632 Y.

Hilfspfarrer nach Jena gesucht!
Zur Unterstützung von Pfarrer Cesar (Kirchgemeinde Wenigenjena) wird ein **Hilfspfarrer** oder **Hilfsprediger** gesucht. Nach bestandener 2. Prüfung erfolgt Vergütung nach Gruppe IX. Wer erst die theologische Aufnahmeprüfung hinter sich hat, wird nach Gruppe VII vergütet.
Meldungen sind unter Beifügung von Lebenslauf und beglaubigten Zeugnisabschriften an den Landeskirchenrat in Eisenach zu richten.
Eisenach, den 19. Juli 1927.
Der Landeskirchenrat der Thüringer Evangelischen Kirche.

Ev.-Soziale Frauenschule Freiburg i. B.
Staatlich anerkannte Wohlfahrtsschule mit zweijährigem Lehrgang und Vermittlung der erforderlichen praktischen Vorbildung durch die Schule; daran anschließend: Kirchlicher Aufbaukurs für Gemeindehelferinnen und Religionslehrerinnen von halbjähriger Dauer.
Schuljahrsbeginn am 1. Oktober. Internat für Auswärtige vorhanden.
Prospekt und Auskunft durch die Leitung:
Dr. Julie Schenck, Freiburg i. B., Goethestraße 2.

Billige Hauswäsche
Ueber Bord kommen ca. 42000 neue weiße **Mehlsäcke** für Stück **84 Pfennig**, weil ungebleicht, anstatt gebleicht geliefert. Die Säcke sind fehler- und einwandfrei, ungenäht, nicht abgeschnitten, ohne Naht Schrift- und Farbaufdruck und eignen sich vorzüglich für Leib-, Bett- und Haushaltswäsche, Zug-Gardinen usw. Versand bis 15. 9. 27 direkt an Private nicht unter 6—12 Stück unter Nachnahme, Verpackung frei. 30 Stück 1/2 Porto Vergütung. 60—120 in einem fortlaufenden Stück post- bahnfrei. 1a Qualität. Garantie Rücknahme
Norddeutsches Exporthaus
Inhaber Wilhelm Harries
Bremen G. 44, Hemmstraße 156

4500 Stück verkauft!
Das Werk des bekannten Forschers Studiendirekt. Pfarrer *Wilh. Schuster von Forstner*
Die Vögel Mitteleuropas
Handbuch der Vogelkunde auf Grund neuester Forschungsresultate
ist das schönste, beste und billigste Vogelwerk. 400 S., 280 Abb. (120 bunte), Preis in Prachteinband ℳ 7.—.
2. Aufl.
Schreiber, Eßlingen a. N.

Die Weltkirchenkonferenz in Lausanne
August 1927
Von Professor D. **Lang-Halle** (2.— RM.)
Das Problem der Weltkirchenkonferenz vom Repräsentant der deutschen Delegation.
Erzbischof D. Söderblom
Einigung der Christenheit
Mit Titelbild und Faksimile. Gebunden 4.— RM.
Söderbloms Quellenwerk der Einheitsbestrebungen.
Beide Bücher zusammen statt 6.— nur 5.— RM.
Die Idee von Lausanne
Von Lic. Piper-Göttingen enthält:
Neue Christoterpe 1928 (5.50 RM.)
C. Ed. Müllers Verlag (Paul Seiler) Halle/S.

BRONCEGLOCKEN

APOLDA - THÜR. KEMPTEN - ALLG.
Die Deutsche Glocke am Rhein wurde von uns geliefert.

Beste deutsche Bezugsquelle für
billige böhmische Bettfedern

1 Pfd. graue, geschlissene M. —.80 und 1.—, halbweiße M. 1.20, weiße flaumige M. 2.—, 2.50 und 3.—, Herrschaftsschleiß M. 4.—, bester Halbflaum M. 5.— und 6.—, ungeschl. flaum. Rupffedern M. 2.20, 2.80 und 3.25, Flaumrupf M. 4.—;
Daunen weiß M. 7.—, hochfein M. 10.— zollfrei gegen Nachnahme von 10 Pfd. an postfrei.
Umtausch gestattet oder Geld zurück.
Ausführliche Preisliste und Muster kostenlos.
Rudolf Blahut, Bettfederngroßhaus,
Deschenitz 318, Böhmen.

Evangelischer Diakonieverein E. V.
Berlin-Zehlendorf, Heidestraße 20
(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)
Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Magdeburg, Merseburg, Osnabrück, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Kautionsstellung und ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre. Bevorzugt werden Bewerberinnen im Alter von 20—30 Jahren.
Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Im Mittelpunkt des Buches steht die Gottesfrage

Alfred Fankhauser
Engel und Dämonen
Roman
341 Seiten Ganzleinen mit Schutzumschlag
Mark 7.—

Das Buch stellt uns vor Fragen, die uns heute bewegen, Mensch-Gott oder Gott-Mensch, Herr oder Knecht, Verantwortungslosigkeit oder Verantwortung. Wohl selten ist der Kirche in der neueren Literatur so unerbittlich und doch so ohne alle Gehässigkeit gesagt worden, was eigentlich ihre Aufgabe wäre, von der ihr anvertrauten Wahrheit zu zeugen. Wenn sie Gott sagt, so sollte eben scharf geschossen werden. *(Der Aufbau, Schweiz)*

★

In diesem Roman zeichnet der Verfasser auf dem Hintergrund die bewegte napoleonische Epoche, wild bewegtes Sektentum in leise angedeuteter Verbindung mit politischen Ideen und wirtschaftlichem Druck. Die Dichtung verrät tiefen, echten Sinn für das Evangelium. *(Neuwerk)*

★

Wenn wir in den von Engeln und Dämonen hin und her gezerrten Menschenseelen Bilder unserer Zeit sehen, dann wird der nachdenkliche Leser nicht nur den Roman unter innerlicher Ergriffenheit aus der Hand legen, sondern es wird sich beim Sinnen darüber die Überzeugung aufnötigen, daß das schwerste Leiden eines gequälten Volkes, einer aus vielen Wunden blutenden Menschheit, nur dann richtig verstanden wird, wenn es als Leiden an Gott verstanden wird. *(Reinhold Witte, Bremen)*

Eckart-Verlag G. m. b. H.
Berlin SW. 61

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Postiarif. Einzelpreis der Nummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182.
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 18. August

Um angelegentliche Beachtung des beiliegenden Flugblattes der **Dr. Lepsius Deutsche Orient-Mission** wird gebeten.